Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. … iothek,
… chen.



Illustration zum Schluß des Romanes „Der Eingemauerte.“

Der Eingemauerte.

Volks-Roman
aus der Franzosenzeit
von
Anton Langer.

Zweiter Roman der „Ein Silbergroschen-Bibliothek“,
herausgegeben von F. J. Singer.

I. Jahrgang.

E. Mecklenburg, Krausenstraße 41. BERLIN. Burmester & Stempell, Alexandrinenstraße 99.
Hauptdepot für Deutschland.

F. J. Singer's „Ein Silbergroschen-Bibliothek“
erscheint 3mal im Monat. Das einzelne Heft, elegant ausgestattet, 64 Seiten stark, mit Original-Illustrationen, kostet 1 Sgr.

Druck von L. C. Zamarski.

Der Eingemauerte.

Volks-Roman aus der Franzosenzeit

von

Anton Langer.

1. Theil.

1. Kapitel.

Das Häuschen am Rain.

An jener Abdachung des Alsecker-Berges, die von Währing gegen Hernals sich senket, eine schwache Stunde vor den Linien Wiens, stand vor wenig Jahren noch auf einsamem Feldpfade ein kleines Wirthshaus, in dem man ein erträgliches Glas Wein und eine sehr hübsche Aussicht fand, und das im Volksmunde das „Häuserl am Ran" genannt wurde.

Diese Bezeichnung war aber nur eine übertragene, — denn schon früher, zu Anfange unsers

Jahrhunderts existirte eine Schänke unter diesem Namen, einen Büchsenschuß weit außer den letzten Häusern vor Hernals, das damals noch weit kleiner war als jetzt. Einsam an einem Feldwege gelegen, zwischen Hernals, Ottakring und Dornbach verdiente das „Häuserl am Ran" seinen Namen so lange, bis die Häuser der anwachsenden Ortschaft Hernals es erreichten und umzingelten, so daß seine Benennung eine sehr unpassende gewesen wäre, weshalb der Wirth, der inzwischen ein reicher Mann geworden war, sein Geschäft aufgab und nichts dagegen hatte, daß ein speculativer Anfänger, der sich auf den Höhen der Alsecker-Bergsenkung ansiedelte, den populären Namen der Hernalser-Schänke auf sein neues Unternehmen übertrug und demselben dadurch von vornherein einen ausgiebigen Zuspruch sicherte.

Die zweite Auflage des „Häuserls am Ran" war viele Jahre lang ein beliebter Rast-Punkt für Landpartiemacher, — allein das riesige Anwachsen der Stadt Wien hat in neuester Zeit die Ortschaften Hernals und Währing gezwungen, ihre Häuser, die sich wie Arme einander entgegenstreckten, zu vereinigen und in dieser steinernen Umarmung hat auch das „Häuserl am Ran" seine Eigenthümlichkeit, die Einsamkeit auf der Berghalde verloren, — es ist eben

nichts mehr als ein Tropfen in dem steinernen Meer, das sich von der Donau bis zum Wiener Walde ausdehnt und es muß einem speculativen Kopfe überlassen bleiben, in noch größerer Entfernung, vielleicht auf einem der Rebenhügel des Alsecker-Ausläufers ein neues drittes „Häuserl am Ran" zu gründen.

Jenes Wirthshaus aber, in welchem sich die Begebenheiten abspielten, die wir gleich erzählen wollen, und dessen Namen wir zur Aufschrift des ersten Kapitels wählten, war noch das alte, erste „Häuserl am Ran" außer dem Dorfe Hernals, links von der nach Dornbach führenden Straße, die damals noch schlechter war als jetzt.

Ein schmaler Fußpfad zog sich von der Dornbacher Straße bis zu dem Häuschen und an demselben vorüber nach Ottakring, das heißt nach jener Ortschaft, die heutzutage Alt-Ottakring heißt und vorzugsweise von Weinhauern bewohnt war. Von jenem neuen, stattlichen Ottakring, das heute zwischen Lerchenfeld und Hernals als stolze Vorstadt sich erhebt, war Anno 1809 noch keine Spur.

Und in dieses Jahr fallen die Begebenheiten, die wir erzählen wollen.

Die Schlacht von Aspern war geschlagen; zum ersten Male war Napoleon, der Niebesiegte, vor der Tapferkeit der Oesterreicher zurückgewichen, — sein

Donau-Uebergang glich einer Flucht, — düsteren Blickes, bleich und niedergeschlagen fuhr der Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts in einem Fischerkahn über die tosenden Wellen des angeschwollenen Stromes, — der 21. Mai 1809 hatte der Welt gezeigt, daß es noch einen Feldherrn gebe, der dem corsischen Titanen gewachsen sei, — und ohne Wien zu berühren, über den Laaerberg eilte der Franken-Kaiser nach Schönbrunn, um dort den Rückzug anzuordnen, für den Fall, als die Oesterreicher vom linken auf das rechte Donau-Ufer übergehen und ihn angreifen sollten, bevor die durch Steiermark heranmarschirende sogenannte italienische Armee zur Verstärkung eingetroffen sein würde.

Man vertuschte vor den Wienern zwar die Niederlage, aber der Rückmarsch der französischen Truppen, die ihren Kleinmuth nicht verbergen konnten, die Tausende von Verwundeten, welche aus der Prater-Insel und aus der Lobau in alle nur immer verwendbaren Localitäten von Stadt und Vorstädten gebracht wurden, verriethen den lauernden Residenzbewohnern mehr, als die ruhmredigen Bulletins der Franzosen verschweigen konnten, welche nur von einer Recognoscirung, von einem Probe-Uebergang sprachen.

Trotz dieser Prahlereien erwarteten, ja hofften

die Wiener Tag für Tag einen allgemeinen Angriff ihrer Landsleute auf den verhaßten Feind. Die Vorstädtler hatten sich verabredet, wenn's los ginge, auf allen Thürmen Sturm zu läuten und über die einquartierten Franzosen herzufallen. Ungeachtet der drohendsten Publikationen hatte man in vielen Häusern Waffen versteckt.

Daß der Angriff nicht erfolgte, hatte seine guten Gründe. Die Armee des Erzherzogs Karl, welche zwei Tage lang, am 21. und 22. Mai, in einer Stärke von 75.000 Mann gegen 100.000 Franzosen gefochten hatte, war zum Tode erschöpft, sie mußte ihre Todten und die des Feindes begraben, ihre eigenen und die Verwundeten der Franzosen in Feldspitälern unterbringen, wo sofort der Blut-Typhus ausbrach. Endlich hatte sich Erzherzog Johann mit der ungarischen Insurrection bei Raab schlagen lassen, und die sehnsüchtig erwartete, vielgerühmte Verstärkung aus dem Magyaren-Lande traf nicht ein.

So gewannen die Franzosen Zeit sich zu erholen, ihre gelichteten Reihen zu complettiren und Alles zu einem zweiten Donau-Uebergange vorzubereiten, auf welchen die für die Franzosen siegreiche Schlacht von Wagram (5. und 6. Juli) und das für die retirirenden Oesterreicher ehrenvolle, tapfere Rückzugs-Gefecht bei Znaim folgte, bis endlich der

Preßburger Friede dem unglücklichen Kriege ein Ende machte.

In die Zwischen-Periode von der Schlacht bei Aspern bis zu der von Wagram fällt eben jenes Ereigniß, das wir erzählen wollen, und dessen Schauplatz das Häuschen am Rain in Hernals war.

Wir haben die Stimmung der Wiener nach der Schlacht von Aspern als eine gehobene, die der Franzosen als eine sehr gedrückte bezeichnet.

Bei der Gesellschaft, die sich am 20. Juni des unheilvollen Jahres in dem „Häuserl am Ran" versammelt hatte, war von diesen Empfindungen nichts zu merken.

Allerdings waren die Franzosen hier in eminenter Majorität.

Acht Voltigeurs von der Garde, lauter blutjunge bildhübsche Leute, hatten die einzige Gaststube der Schänke eingenommen und sich's bequem gemacht, — Säbel und Lagermützen weggeworfen. Ein Handwerksbursche und ein Bauer von Ottakring, die ein Krügel Wein getrunken und ihr Stück Brod aus der Faust verzehrt hatten, machten sich sofort aus dem Staube und überließen den Blauen, wie man die Franzosen nannte, das Feld.

Die jungen Soldaten hatten einen Spaziergang in den Dornbacher Park gemacht und sich dort bis

Abends herumgetrieben. Als sie gegen 8 Uhr den Heimweg antraten, wurden sie zwischen Dornbach und Hernals von einem fürchterlichen Gewitter überrascht, dessen Regenfluten und prasselnde Schloßen sie zwangen ein Obdach zu suchen, und sie fanden eben kein besseres als das „Häuserl am Ran."

Der Wirth empfing sie mit besonderer Ehrerbietung, wie man sie als Gastgeber dem Gaste überhaupt und insbesondere einem Feinde schuldig war, der Alles mit baarem Gelde bezahlte.

Die Franzosen hatten Wein bestellt. Herr Koloman Schindler, der Wirth, besaß keinen andern, als „Heurigen," den er seinen lustigen Gästen in den landesüblichen irdenen Krügeln vorsetzte, worüber die Söhne der Normandie, Provence und Champagne ihre Glossen und Witze machten, was aber nicht hinderte, daß ihnen der süße, moussirende junge Wein ganz außerordentlich schmeckte, so daß sie das leergewordene Trinkgeschirr immer und immer wieder füllen ließen, schwätzend, singend und lachend, wie es eben nur Franzosen beim Weine im Stande sind.

Herr Koloman Schindler war über seine Gäste entzückt, um so mehr, als sie für jedes Krügel, das er brachte, ein Silberstück auf den Tisch warfen und wenn er herausgeben wollte, lustig riefen:

„Nur be'alt,' — nix retour!"

Einer von ihnen, der ausgelassenste und übermüthigste von Allen, Grain-Bonbon nannten ihn mit einem Soldaten-Namen die Andern, war der deutschen Sprache ziemlich mächtig, und erklärte dem aufhorchenden Wirthe, das österreichische Kupfergeld sei viel zu schlecht und schmutzig, als daß ein Soldat der großen Armee seine weißen Hände damit beschmutzen möchte.

Herr Koloman Schindler fühlte durch diese Aeußerung seinen Patriotismus nicht im mindesten verletzt, sondern packte das französische Silbergeld mit einer Seelenruhe ein, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Die Leute trieben damals noch keine Politik und überließen die Entscheidung über Krieg und Frieden getrost dem weisen Ermessen und der Willkür ihres absoluten Herrn und Landesvaters und gaben ihr Geld und ihre Söhne her, wie es ihnen durch die von Gott eingesetzte Obrigkeit befohlen ward. Herr Koloman Schindler, ein Weinbauerssohn aus der Gegend von Retz, hatte nun von Politik und derlei Dingen auch nicht die mindeste Idee; er lebte nur für seinen Weingarten und Keller und für das kleine Geschäft, in dem er seinen Eigenwuchs verkaufte. Noch mehr aber nahm ihn in neuester Zeit die Liebe zu seinem jungen, runden hübschen Weibchen in Anspruch, das er erst vor sechs Wochen geheiratet und

mit dem er seither ein wahres Tauben-Leben geführt hatte, trotz Krieg und schlimmer Zeit. Was kümmerte sich Koloman und seine Wabi um gewonnene oder verlorne Schlachten?

Und wenn das bescheidene Herz des Buschenschänkers und Eigenthümers des „Häuserls am Ran“ von irgend einem Stolze geschwellt war, so war es der Gedanke, daß seine Frau aus einem sogenannten „guten Hause“ stammte, eine für jene Zeit verhältnißmäßige Bildung genossen hatte und sogar einmal ein Vermögen bekommen haben würde, wenn nicht das „gute Haus,“ aus dem seine Wabi abstammte, zu Grunde gegangen wäre, so daß dessen Chef, der Seifensieder Jakob Totzenauer, genöthigt war, seine alten Tage im Armenhause „zum blauen Herrgott“ zuzubringen, wo er die Stelle eines Portiers bekleidete.

Nichts destoweniger redete Herr Koloman Schindler von seinem Schwiegervater mit einer Achtung, als ob derselbe noch immer der reiche Seifensieder und Hausherr auf dem Strozzischen Grunde gewesen wäre.

Wir mußten diese nöthigen Details vorausschicken, um nicht später im Verlaufe der Begebenheiten aufgehalten zu werden, wenn diese gerade anfangen, sich interessant zu gestalten.

Immer lauter tobte draußen das Wetter, immer lauter lärmten, johlten und sangen herinnen die lustigen Franzosen ihre Lieder vom „Roi d' Yvetôt", vom „Compère Guilleri," — nebstbei auch „Ça ira" und die Marseilaise, obwohl sie alle gut kaiserlich gesinnt und jeden Augenblick bereit waren, sich für ihren Empereur todt schießen zu lassen: wir nehmen uns die Freiheit ihr Gespräch zu verdeutschen:

„Das ist ja ein Höllenwetter," meinte der Eine, „in diesem Bärenlande müssen sie ganz andere Wolken, Blitze, und Donner-Keile haben, als im schönen Frankreich."

„Sie bombardiren da oben," meinte ein Zweiter, „so fest und anhaltend, wie die Oesterreicher bei Eßlingen." *)

„Redet mir von dem Unglückstage nicht," schrie der Dritte, „mir ist seit der Stunde, wo unsere Adler vor der zweiköpfigen Bestie der Oesterreicher weichen mußten, aller Appetit vergangen."

„Das ist bei mir gerade der umgekehrte Fall," opponirte lustig Grain-Bonbon, der die politische Debatte im Wirthshause haßte, „ich habe seit jener Zeit einen consequenten Hunger und in diesem Augenblicke fühle ich ihn mehr als je."

*) Die Franzosen wollen nichts von einer Schlacht bei Aspern wissen und kennen nur eine bataille d'Esslingue.

„Ich auch!“ seufzte ein Anderer.

„Ich auch! ich auch!“ erklang es von allen Seiten.

Die jungen Leute waren seit Vormittags im Gebirge herum gestiegen, — damals öffnete keine Ziegler-, keine Rohrer-Hütte müden und hungrigen Touristen ihre gastlichen Hallen, — Dornbach war mit französischer Einquartierung belegt und diese nahm, was an Fleisch, Gemüse u. s. w. zu haben war, — die Voltigeurs hatten den ganzen Tag nichts als ein Stück schwarzes Brod, einen Schluck Milch bekommen.

„Messieurs!“ fuhr Grain-Bonbon in seiner lustigen Manier fort, „da bis jetzt weder die Natur noch die Kunst gegen den Hunger ein anderes Mittel gefunden hat, als das Essen, so schlage ich vor, zu diesem bewährten Mittel zu greifen —“

„Wenn wir was bekommen!“ schaltete Einer ein.

„In diesem Lande müssen die Leute ja rein von der Luft leben.“

„Viel mehr haben wir ihnen ohnehin nicht gelassen.“

„Grain-Bonbon soll den Wirth interpelliren.“

„Ja, ja, — er soll deutsch reden, — es klingt so komisch.“

„Als ob man mit einem eckigen Rade über stumpfes Pflaster führe.“

„Oder wie Erbsen, die man auf eine alte Trommel fallen läßt.“

„Still! Ruhe!“

„Grain-Bonbon soll reden!“

Der lustige Voltigeur wendete sich in deutscher Sprache an den Wirth und sagte:

„Herr Wirth, wir haben den ganzen Tag nichts Ordentliches zu essen bekommen und fühlen deshalb einen solchen Hunger, daß wir gezwungen sind, Sie sammt Ihrer Familie, wenn Sie eine solche haben, aufzufressen, vorausgesetzt, daß Sie nicht Anstalt treffen, uns eine erträgliche Mahlzeit zu bereiten.“

Herr Koloman Schindler zuckte lachend die Achseln.

„Was nützt das, wenn ich nichts im Hause habe?“ sagte er.

„Mort de ma vie! so schicken Sie fort!“ rief Grain-Bonbon.

„In Hernals ist nichts zu haben,“ replicirte der Wirth, ich müßte den Hausknecht bei diesem Wetter bis in die Alservorstadt oder Josefstadt schicken, daß er ein paar Pfund Coteletten holt.“

„Lassen Sie ihn ein paar Centner holen und

damit er lieber geht, geben Sie ihm diesen Thaler der arme Teufel soll nicht umsonst naß werden."

„Hansel!" rief der Wirth in den Keller hinab, dessen Eingang sich im Gastzimmer hinter dem Schanktisch befand, „komm herauf! mußt in die Stadt hinein, Fleisch holen! bekommst einen blanken Silberthaler dafür, — nimm den Zöger mit."

Während der Hansel sich zurecht machte, sprach der Wirth zu Grain-Bonbon:

„Wenn es den Herren nur nicht zu lange dauert, bis der Bub' mit dem Fleisch aus der Stadt kommt?"

„A pah! fort können wir doch nicht und dieses Höllenwetter scheint ja nicht nachlassen zu wollen; wir müssen uns in Gottesnamen drein ergeben, — haben Sie denn für den ersten Anfall gar nichts im Hause, Käse, Butter, Eier?"

„Richtig, Eier werden wohl noch ein Dutzend da sein," meinte der Wirth.

„Triumph! — meine Herren," rief der Soldat seinen Kameraden in französischer Sprache zu, „wir bekommen später, — wann kann ich noch nicht sagen, — Cotelettes, und zum Anfange Eier!"

„Eier! hurrah!"

„Die Frau wird Ihnen eine Eierspeise machen," fuhr nichts Arges ahnend der Wirth fort.

„Es ist auch eine Frau da, die uns Eierspeise machen wird," schrie Grain-Bonbon.

„Es lebe die Eierspeise!"

„Es lebe Madame!"

In diesem Augenblicke kam Hansel, der Hausknecht, aus dem Keller, den leeren Zöger über die Achsel gehängt, die blaue Schürze eingestrickt, die schmierige Sammt-Mütze auf dem Kopfe, Pantoffeln an den Füßen. Die kleine gedrungene Gestalt, mit dem tief in die Stirne reichenden schwarzen Haare, den Schweins-Aeuglein und der breitgequetschten böhmischen Nase, machte auf die bereits angeheiterten Franzosen einen so komischen Eindruck, daß sie in ein Halloh ausbrachen und mit dem armen Teufel eine jener Scenen aufführten, wie sie damals nichts Seltenes waren.

Einer von den übermüthigen Soldaten gab ihm von rückwärts einen jener wohl applicirten Fußtritte (coup de pied), in deren Austheilung die Franzosen der unteren Volks-Schichten eine ganz besondere Geschicklichkeit entwickeln, — der Hausknecht flog wie ein Ball auf einen andern der ausgelassenen Voltigeurs zu, der ihn mit einem Nasenstieber empfing, und als er sich bestürzt umkehrte, erfolgte wieder ein Tritt, so daß der arme Hansel bald hier hin, bald dort hin fliegend, Zöger, Pantoffeln und

Sammt-Mütze verlor, während man ihn von allen Seiten mit Wein anschüttete.

Das Geschrei und Gelächter bei dieser Scene läßt sich nicht schildern.

Endlich imitirte Grain-Bonbon, dem der Spaß doch schon zu lange währte, mit dem Munde kunstvoll jenes Horn-Signal, welches das Einstellen des Feuers bedeutet.

Die Kameraden gehorchten diesem neuen Spaße; der arme, betäubte, durchnäßte Hansel fand endlich Ruhe und war im Stande, seine verlornen Hausknechts-Attribute von der Erde wieder aufzulesen. Als er aber nach der Mütze griff, da riß ihm Grain-Bonbon dieselbe aus den Händen und warf eine Handvoll kleine Silbermünzen in dieselbe, reichte sie dem nächsten Kameraden, dieser folgte und nach ihm alle Andern und im Nu war des Hausknechts schmierige Kopfbedeckung zur Hälfte mit Silber gefüllt, worauf sie ihm mit komisch feierlichen Reverenzen überreicht wurde.

Der Hansel schnitt das dümmste Gesicht, das je ein Hausknecht gemacht hat, verzog den Mund zu einem grinsenden Lächeln und sagte:

„Merci!“

Dieses Wort, das einzige, das sich der Hansel während der französischen Invasion bisher gemerkt hatte

erregte bei den lustigen Franzosen neues Halloh und die Hausknecht-Hetze wäre vielleicht von vorne wieder angegangen, wenn Grain-Bonbon den Kameraden nicht zugerufen hätte:

„Messieurs! wenn wir diesen Popanz nicht ziehen lassen, so haben wir keine Aussicht, jemals Cotelettes zu bekommen!"

Das wirkte. Der Hansel ward von seinen Peinigern losgelassen und beeilte sich mit seinem Zöger zu verschwinden; er nahm seinen Weg durch die Küche, wo Frau Barbara Schindler, die Wirthin, am offenen Herde stand und Feuer machte. Denn die Tochter des reichen Seifensieders und Hausherrn Jakob Totzenauer, die wie bereits erwähnt, eine für die damalige Zeit gute Erziehung genossen hatte, verstand und sprach auch französisch, welches nach damaligen Begriffen die Grundlage aller Bildung ausmachte. Sie hatte hinter der Thüre gestanden, welche aus der Gaststube in die Küche führte; in dieser Thüre befand sich ein kleines Fenster, groß genug, daß man die Speisen hindurch geben konnte, von innen verdeckte ein grüner Kattun-Vorhang dieses Fensterchen, so daß kein unberufenes neugieriges Auge in die Küche dringen konnte; und gerade hinter diesem Vorhange hatte die Wirthin gehorcht und gehört, wie die lustigen Franzosen Eierspeise bestell-

ten und die Frau Wirthin leben ließen. Deshalb hatte sie sich sofort zum Herde begeben, um Feuer zu machen, damit die hungrigen Gäste nicht zu lange warten dürften. Als aber der Hansel mit dem Zöger durch die Küche wanderte, um in den Hof und auf die Gasse zu gelangen, da blieb er vor der Wirthin stehen, sah sie beweglich an und sagte:

„Frau! Frau!“

„Nun?“ fragte das junge, frische, hübsche Weibchen.

„Ich möcht' Euch einen Rath geben,“ flüsterte der Hausknecht.

„Der wird dumm genug ausfallen,“ meinte die Wirthin schnippisch.

„Kann schon sein, aber anhören sollt Ihr mich doch.“

„No, so red'.“

„Schau die Frau, daß Sie so geschwind als möglich weiter kommt.“

„Wohin?“

„Aus dem Haus hinaus, — Alles eins, wohin, — je weiter desto besser.“

„Ich hab' mir's ja gedacht, daß wieder eine Dummheit herauskommen wird.“

„Kann schon sein, — aber deswegen soll die Frau doch davonlaufen.“

„Bei dem Wetter? — Du bist ein Narr.“

„Kann schon sein, — aber ein guter Narr, ein ehrlicher Dienstbot, der seinen Dienstherrn und seine Frau gerne hat, und darum sag' ich, Frau, schaut, daß Ihr den Franzosen entkommt.“

„Was hätte ich von ihnen zu fürchten?“

„Das Allerschlimmste.“

„Warum nicht gar! Die Franzosen sind die artigsten, galantesten und höflichsten Leute von der Welt.“

„Kann schon sein, aber nur wenn sie nicht besoffen und nicht liebesnärrisch sind; aber wenn sie einen Rausch haben, kommt ihnen die Liebesbrunst auch.“

„Was willst Du damit sagen, dummer Bub'?“

„Gar nichts, als was mir mein Kamerad und Landsmann gesagt hat, welcher Feuerbursch im Kaffeehaus „zum Rößl“ in der Josefstadt ist. Da sind auch neulich in der Nacht fünfzehn bis zwanzig Franzosen hineingekommen mit einem Weibsbilde, das sie von der Straße aufgelesen hatten. Der haben sie Anfangs schön gethan und belle Mamsell zu ihr gesagt und ihr soviel Gold und Silber in den Schooß geworfen, daß sie die ganze Schürze voll hatte. Vernünftige Leute haben dem Mädel gerathen, sich aus dem Staube zu machen, während die

Franzosen Billard spielten und Punsch tranken. Aber sie hatte entweder nicht die Courage, davonzulaufen, oder sie wollte noch mehr Silber und Gold haben, deshalb blieb sie und — dann — dann —"

„Nun, was dann? warum stockst Du?" fragte Frau Barbara Schindler.

„Weil ich nicht weiß, wie ich einer ehrsamen Frau das sagen soll, was nun geschah," sprach der brave Bursche treuherzig, „aber mein Landsmann, der Feuerbursch, hat mir's erzählt und er lügt nicht, daß es dem armen Dirndl gar schlimm ergangen ist, dieweil in der Früh um 4 Uhr der Abdecker mit dem Schinderkarren kam und das todte Weibsbild in die Todtenkammer des Spitals führte." *)

Die Wirthin schauderte.

„Larifari!" sagte sie, „dummes Zeug! Außerdem war's eine Gassen-Dirne, - gegen eine ordentliche Frau würden sich die Blauen so was nicht erlaubt haben."

„Kann schon sein," bestätigte der wackere Hausknecht, „aber besser wär's halt doch, wenn die Frau sehen möchte, daß sie von hier weg käme."

---

*) Historisch, wie auch die Vorfälle im „Häuserl am Rain."

„Schau, daß Du selbst fortkommst, dummer Bub'," zürnte die Wirthin, „wann sollen denn die Herren was zu essen bekommen, wenn Du hier die Zeit vertrödelst? Mit der Eierspeise, die ich ihnen aus den paar Eiern hier bereiten will, werden sie wahrhaftig nicht zufrieden sein. Also rasch! rasch! grüß' mir den Fleischhacker Neumeyer, der Herr Göd*) soll mir saubere Carbonadeln schicken, daß die Franzosen zufrieden sind. Uns werden sie wahrhaftig nicht fressen!"

„Kann schon sein," meinte Hansel, „aber" —

Was er weiter sagte, hörte die Wirthin nicht mehr.

Inzwischen nahm das Bacchanal in der Gast-Stube seinen Verlauf. Es ist das Eigenthümliche des jungen, österreichischen Weines, daß er sich süß und milde trinkt, und denjenigen, der ihn nicht kennt, seine Gefährlichkeit nicht ahnen läßt. Denn plötzlich steigt das süße Gift zu Kopfe, es beginnt im Gehirn und im Blute zu sieden und der tollste Uebermuth, die wildeste Rauflust bricht bei dem Unglücklichen aus, der seine Kraft überschätzte.

Und nun denke man sich junge Leute, übermüthig durch den Gedanken, daß sie als Sieger im

---

*) Tauf- oder Firm-Pathe.

besiegten Lande auftraten, junge Leute, in deren Adern das heiße Blut Frankreichs rollte.

Herr Schindler eilte, da der Hausknecht fortgeschickt war, jetzt selbst jeden Augenblick in den Keller, um die verlangten Wein-Quantitäten heraufzuholen.

In einem solchen Momente, wo der Hausherr im Keller verschwunden war, rief einer der Uebermüthigen natürlich in französischer Sprache:

„Wo bleibt denn die Eierspeise?"

Und als der Wirth im Keller nicht antwortete, wiederholte die ganze Schaar:

„Herr Wirth, wo bleibt die Eierspeise?"

Da öffnete sich das Fenster in der Küchenthüre, und ebenfalls in französischer Sprache rief Frau Barbara Schindler herein:

„Einen Augenblick Geduld, meine Herren, — gleich werde ich fertig sein."

Die Klänge der Muttersprache, aus weiblichem Munde obendrein, wirkten elektrisch auf die jungen Krieger.

„Madame spricht französisch," klang es von allen Seiten.

„Und ganz hübsch noch dazu."

„Wenn sie so hübsch ist, als sie spricht, so ist dieser Tölpel von einem Wirth zu beneiden!"

„Hoch Madame!"

„Sie lebe! vive Madame!"

Und da wir uns die Aufgabe gestellt haben, die Menschen zu schildern wie sie sind, nicht wie sie sein sollten, so müssen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß Frau Barbara Schindler sich durch diese Huldigung, die ihr die jungen Krieger Frankreichs darbrachten, höchlich geschmeichelt fühlte. Das junge hübsche Weibchen war eitel wie wohl alle Weiber, selbst wenn sie nicht so jung und hübsch sind wie die Wirthin des Häuserls am Rain; die Eitelkeit trieb sie dazu, gegen die warnende Stimme des Hausknechts und gegen den Mahnruf in ihrer eigenen Brust in die Gaststube hineinzurufen, um den jungen Herren zu zeigen, daß sie französisch spreche.

In diesem Augenblicke kam der Wirth mit frisch gefüllten Krügeln aus dem Keller.

Während er diese auf den Tisch stellte, packte ihn Grain-Bonbon an der Schulter und rief:

„He! Du Fritzon! Du hast uns ja gar nichts gesagt, daß Du eine Frau hast, die französisch spricht?"

„Das will ich meinen," prahlte Herr Koloman Schindler, „sie ist aus einem reichen Hause, hat alle möglichen Lehrer gehabt, sogar eine Gouvernante."

„Und ist sie hübsch? nicht die Gouvernante, — Deine Frau meine ich.“

„Na seht selbst — da kommt sie eben.“

Wirklich trat Frau Barbara Schindler aus der Küche in's Zimmer, die Schüssel mit der Eierspeise auf beiden Händen tragend; ein Jubelruf empfing das junge Weibchen, das wirklich allerliebst aussah. Das nette, wenn auch einfache Kleid war am Halse ausgeschnitten, die kurzen Aermeln zeigten die runden vollen Arme, die damalige Mode ließ den netten Fuß sehen; das sonst etwas blasse Antlitz war durch die Küchengluth geröthet, und das kleine bürgerliche Häubchen mit einer Koketterie aufgesetzt, wie man sie eben nur in „guten Häusern“ lernt.

„Na, hab' ich zuviel gesagt?“ fragte der arglose Gatte seinen Nachbar.

„Das ist ja ein Engel!“ erwiderte Grain-Bonbon, die junge Frau mit den Augen verschlingend.

Sämmtliche Franzosen waren aufgesprungen, hatten die Wirthin umringt, und überhäuften sie mit Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien, küßten ihre Fingerspitzen, nöthigten sie zum Niedersitzen und bettelten um die Ehre mit ihr anstoßen zu dürfen. — Frau Schindler war entzückt über diese Huldigungen, von denen sich nur Einer ferne hielt, Grain-

Bonbon, der zur Seite stand. Sein Gesicht wurde dunkelroth, seine Augen traten aus den Höhlen, aber seine glühenden Blicke wendeten sich nicht von der jungen Frau.

Die Begeisterung, mit der man die Gesundheit der Wirthin getrunken hatte, war gerade recht gekommen, um die jungen Tollköpfe vollständig betrunken zu machen, — die stete Berührung mit der jungen, hübschen Frau erregte die Sinnlichkeit der heißblütigen Franzosen im höchsten Grade.

„'Err Wirth," rief der Eine, „wir woll' machen ein Ball, une danse, — Du hol' uns übse Mädel!"

„Wozu?" fragte Herr Koloman Schindler.

„Su danse!" war die Antwort.

„Su sing!" rief ein Anderer.

„Su küß, — viel küß!"

„Und su —"

Das Wort, welches der Franzose gebrauchte, war eines aus seiner Muttersprache, — die Wirthin schrak zusammen; ein anständiger Mann gebraucht ein solches Wort nicht vor einer anständigen Frau, — zum ersten Mal fiel es ihr schwer auf's Herz, daß der ehrliche Hansel mit seiner Warnung vielleicht Recht gehabt haben könnte. Sie erhob sich, um zu gehen, man hielt sie zurück.

„Mein lieber Herr,“ wendete sich der Wirth an Grain-Bonbon, „verdolmetschen Sie doch Ihren Kameraden, daß ich kein Kuppler, kein Gelegenheitsmacher bin. Und wenn ich's auch wäre, wüßte ich nicht, wo ich in der Nacht, bei diesem Höllenwetter die Mädels auftreiben sollte.“

„Nicht nothwendig,“ antwortete Grain-Bonbon dumpf, „wir haben ja Deine Frau!“

Der Wirth starrte den Franzosen ganz verdutzt an.

„Was? — was sagen Sie?“ würgte er heraus.

„Dummer Tölpel, — verstehst Du nicht? Wenn Dein Kaiser unserm Kaiser sein Land überlassen muß, so kannst Du uns auch Deine Frau überlassen!“

„Jesus Maria!“ seufzte die Wirthin.

„Das sind dumme Späße, die verbiete ich mir!“ erwiderte Koloman Schindler, in dem die derbe österreichische Bauern-Natur zum Ausbruche kam.

„Dummkopf! Du hast nicht zu verbieten, sondern zu gehorchen,“ rief Grain-Bonbon, „denn wir sind die Sieger und die Herren im Lande.“

„In meinem Hause aber nicht, da bin ich der Herr.“

„Ein Kretin bist Du, den wir hinauswerfen

werden," antwortete der vor Wein und sinnlicher Aufregung Glühende, kehrte dem Wirthe den Rücken und wendete sich in französischer Sprache an seine Kameraden, denen er einen Vorschlag machte, welcher von diesen mit Jubel aufgenommen wurde, und der mit den Worten schloß:

„Ich will den ersten Platz beim Sturme, da der Schlachtplan von mir!"

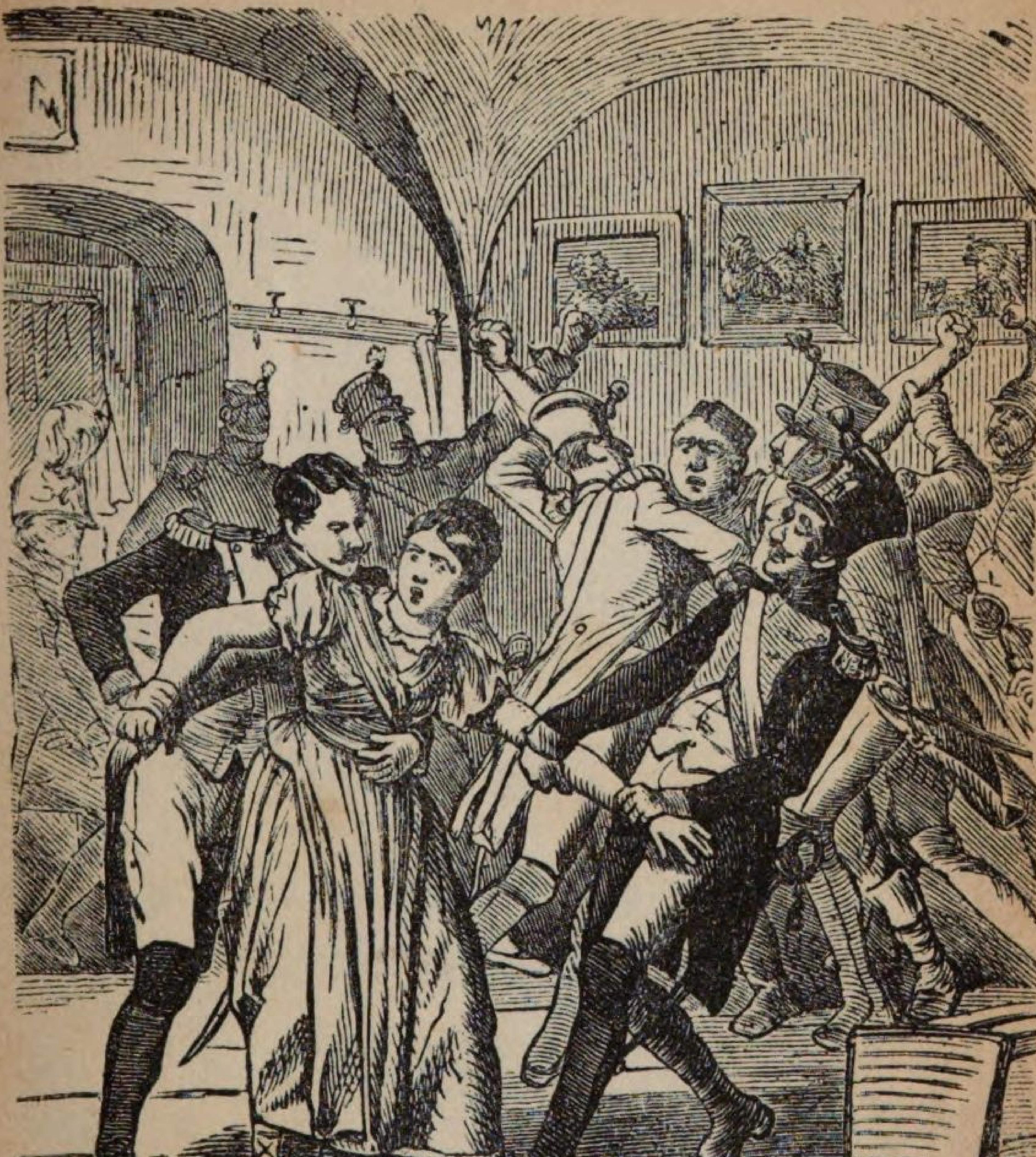
„Zugestanden!" erklang es aus den Reihen der Trunkenbolde.

Der Wirth vom „Häuserl am Rain" verstand kein Wort von dem, was die wilde Meute in ihrer Landessprache redete, aber er errieth es aus dem Benehmen seiner Frau, die bleich und zitternd die Hände faltete und den Franzosen in ihrer Muttersprache zurief:

„Meine Herren! das wäre schändlich! das wäre eine Feigheit! ich bin eine ehrbare Frau! pfui!"

Aber der Franzose, wenn seine Sinnlichkeit einmal entfesselt, zumal wenn der Wein in seinem Gehirne tobt, kennt keine Schranken, und es ist Thatsache, daß die ritterlichste, urbanste und galanteste Nation in dieser Richtung auch die wildesten, cynischsten Exemplare der Menschen-Bestie liefert.

„En avant!' commandirte Grain-Bonbon, stürzte sich wie ein wildes Thier auf die zusammen-



Zur Seite 29.

brechende junge Frau und umschlang sie mit seinen Armen.

„Koloman, schütze mich!“ jammerte die Wirthin.

Der Wirth war dem Wahnsinne nah' — er vertheidigte seine Gattin mit der Wuth des Löwen, der seine Gefährtin gegen des Jägers Angriff schützen will. Koloman Schindler war, wie bereits erwähnt, ein Hauerssohn aus der Retzer Gegend, als Kirchtag-Raufer gefürchtet, ein Mann von Entschlossenheit und großer Körperstärke, zudem hatte er nach echt österreichischer Sitte rasch einen Stuhlfuß ausgebrochen und hämmerte damit auf die Köpfe Grain-Bonbons und seiner Kameraden los.

Allein er war ein einzelner Mann und die Feinde waren ihrer acht, der kurze Kampf endete damit, daß der unglückliche Gatte, halb todt geschlagen und aus zwanzig Wunden blutend, zur Thüre hinausgeworfen wurde, mitten in den Koth der Straße.

„Koloman! zu Hilfe! zu Hilfe!“ tönte es hinter ihm her, aus dem Munde der verzweifelnden Frau.

Er raffte sich auf; obwohl zerschlagen und blutend rannte er gegen die Thüre an, wie ein wildes Thier brüllend; aber die Franzosen hatten von innen den Riegel vorgeschoben und ihr Hohn-

gelächter, ihr wildes Halloh übertönte das Jammergeschrei der unglücklichen Frau.

Verzweifelnd stieß und schlug er mit den Fäusten, den Füßen und dem Kopfe gegen die massive Eichenthüre, — diese Erschütterung vollendete, was die Schläge der Franzosen begonnen hatten, sein Gehirn wirbelte und ohnmächtig, bewußtlos sank er nieder, wie ein erschlagener Mann.

Das wilde Treiben im Innern des Wirthshauses dauerte fort.

In den letzten Häusern von Hernals aber hatte man das Brüllen des Wirthes gehört, einige schlaftrunkene Philister traten in ihren Nachtmützen vor die Hausthüren, sie entnahmen aus der Richtung, daß es das „Häuserl am Rain" sein müsse, von wo das Geheul kam. Ihre Neugierde war größer als ihre Furcht und ein halb Dutzend schlich sich näher an den Schauplatz des geheimnißvollen Vorganges heran.

Nachdem sie einige Zeit gewartet, sahen sie, wie die Thüre des Rain-Wirthshauses aufging und acht Franzosen herauskamen, sternhagelvoll besoffen, die Lagermütze schief gesetzt, den blanken Säbel in der Faust, als ob sie gefürchtet hätten, bei ihrem Austritte aus dem Wirthshause angegriffen zu werden, obwohl es den Hernalser-Helden durchaus

nicht einfiel, dem Feinde irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen. Im Gegentheile sie zogen sich beim Anblicke der Blauen so schnell als möglich zurück.

Der Mann an der Spitze der tollen Schaar — es war Grain-Bonbon — stolperte über den vor der Thüre liegenden bewußtlosen Wirth und wäre beinahe gefallen; er machte seine Kameraden aufmerksam, diese hoben den halbtodten Mann auf und warfen ihn wie einen Sack in die Wirthsstube hinein.

Dann zogen sie mit den Säbeln fuchtelnd gegen Wien zu und sangen ihr Lied:

Il était un petit homme
Tout habillé de gris!*)
Caribi!

Warum wir diese Scene hier geschildert haben??

Sie war unerläßlich, um unseren Lesern die Ursache klar zu machen, die einen früher guten Menschen bewegen konnte, ein so grauenhaftes Verbrechen zu begehen, wie das, welches wir im Verlaufe unseres Romanes schildern wollen. Zudem galt es, den gewissen Franzosen-Enthusiasten, die man bei uns häufiger findet als irgendwo, den Wahn zu benehmen, daß

*) Es war ein kleines Männchen
Gekleidet ganz in Grau.

die Franzosen, welche in Wien die Bürger Tell und Eschenbach erschoßen, immer so liebenswürdig und zuvorkommend waren, wie man uns glauben machen will. Das Erzählte beruht auf streng historischen Daten, — aus Familien-Rücksichten wurden nur die Namen geändert.

Als die Voltigeurs abgezogen waren, warteten die Neugierigen von Hernals noch eine geraume Zeit, wahrscheinlich fürchteten sie, es könnte aus dem „Häuserl am Rain" ein französisches Lancier- oder Kürassier-Regiment hervorbrechen, da aber nichts zum Vorschein kam und es auf dem alten Thurm der Hernalser Kirche bereits halb zwölf schlug, so wagten sie sich doch endlich vorwärts, aber so langsam, daß sie von Hansel, dem Hausknechte, eingeholt wurden, der in seinem Zöger das Fleisch für die einstweilen abgezogenen Franzosen-Gäste nach Hause schleppte.

„Hansel," flüsterte man ihm zu, „in Eurem Hause muß ein Unglück geschehen sein."

„Kann schon sein," erwiderte der ehrliche Bursche und beschleunigte seine Schritte.

Da der wackere Hausknecht voran ging, so folgten ihm die Andern, wie die Tapferen in dem Mährchen von den 7 Schwaben dem Jokeli, der die großen Stiefel anhatte.

Bis man die Thüre des Rain-Wirthshauses erreichte, hatte er seinen Begleitern Alles erzählt, wie die Franzosen, vom Wetter genöthigt, bei ihnen eingekehrt, sich's bequem gemacht und betrunken geworden waren, wie auch, daß er die Wirthin vergebens gewarnt und sie nicht fliehen wollte.

Und als man in die Wirthsstube des Häuserls am Rain trat, da bot sich den neugierigen Hernalsern ein grauenhafter Anblick dar.

Der Wirth lag blutend, bewußtlos, zerschlagen gleich am Eingange.

Die Franzosen hatten vor ihrem Abzuge Alles zertrümmert, Tische und Bänke, die paar schlechten Kupferstiche an den Wänden und das Heiligenbild sammt dem Palmbusch dahinter; Eß- und Trinkgeschirre waren in Scherben zerschlagen, bis auf die Schüssel, in welcher die Wirthin die Eierspeise gebracht hatte: denn diese stand unversehrt mitten in der Stube auf der Erde und ihr Boden war bedeckt mit Silber- und Goldstücken, durch deren Summe der angerichtete Schaden mehr als gedeckt war. Ob die Franzosen dieses damit beabsichtigt hatten, oder ob sie der unglücklichen Wirthin damit ein Honorar hinterlassen wollten, hat man natürlich nie erfahren können, — obwohl das Letztere wahrscheinlicher klingt.

Das ist so die französische Noblesse, von welcher deutsche Renegaten so viel Wesens machen.

Die arme, junge Frau lag in einer Ecke, den Oberkörper halb empor gerichtet, sich auf die Hände stützend, aber unfähig sich zu erheben; sie sah zum Entsetzen aus, todtenbleich, die Augen tief liegend in ihren Höhlen, die Haare zerrauft, Arme und Nacken voll blauer Flecken, wie sie die französischen Unholde gehalten hatten, — die hellen Thränen liefen über ihre Wangen und schmerzlich jammerte sie:

„O, Hilfe! helft meinem armen Manne!"

„Maria Taferl! das ist ja gräßlich!" rief der Hansel, den Zöger rasch bei Seite stellend und der Wirthin zu Hilfe eilend, die er aufhob und mit seinen Armen unterstützte, „o die vermaledeiten Franzosenhunde! der Teufel soll sie quentelweis in der Luft zerreißen."

„Ach, Hansel, hätt' ich Dir gefolgt!" jammerte die Wirthin, „so wär's nicht so weit gekommen!"

„Das ist ja eine Schandwirthschaft hier!" rief der eine von den Nachbarn.

„So hat der heidnische Türk' gehaust," meinte ein Anderer, „nicht christliche Soldaten."

„Das halbe Haus zertrümmert!"

„Den Wirth halb todtgeschlagen!"

„Und wie sie erst mich mißhandelt haben," wehklagte die Wirthin, „o Gott! o Gott!"

Im nächsten Augenblicke aber sagte ihr der dem Weibe angeborne Takt, daß es ja ihre eigene Schande war, was sie hier vor den Leuten enthüllte und ächzend wendete sie sich gegen diejenigen, die sie mitleidsvoll umstanden, und flehte:

„Nachbarn! Freunde! um's Blut Christi willen, — erzählt nirgends, was Ihr hier gesehen und gehört, — die Schande würde mich tödten, — mein Mann würde sich was anthun, — ich bitt' Euch, Nachbarn, mit aufgehobenen Händen, schweigt gegen Jedermann."

„Ja, ja, — verlaß' sich die Frau! wir sagen nichts, wir sind stumm wie ein Fisch, wie das Grab!"

So klang es ringsum, im ehrlichsten, vertrauenswürdigsten Tone und der Hansel setzte hinzu:

„Ich schlag' einem Jeden den Schädel ein, der was ausplaudert."

„Helft! helft doch meinem Manne," bat die Wirthin, die in ihrem Unglücke mehr an ihren Gatten, als an sich dachte. „Er kann mir ja in seiner Ohnmacht vergehen."

„Lauft Einer hinein nach Hernals und holt den Doctor Wendelmeier," commandirte der Hansel

und sofort vollzog Einer von den Nachbarn diesen Auftrag.

„Die Frau sollt' aber doch wohl zu Bette gehen," meinte der Hausknecht, auf den sich die zum Tode erschöpfte Wirthin stützte.

„Um kein G'schloß!"*) erwiderte die wackere Frau, „bevor ich nicht weiß, wie's mit meinem Manne steht."

Und sie hielt Wort; aus der Schlafkammer brachte man Bettzeug herüber, legte die erschöpfte Frau darauf, der Hansel holte aus dem Keller ein Glas voll stärkendem Wein, und als der Doctor Wendelmeier, wie man den Ortsbader nannte, erschien, da schlug er dem Bewußtlosen eine Ader, das Blut sprang, — und während der Ohnmächtige langsam zu sich kam, überklebte der Bader dessen Wunden mit Heftpflastern und heilendem Diachylon. Herr Koloman Schindler war endlich so weit bei Sinnen, daß er, den finstern Blick auf die Gattin richtend, sich langsam erhob und zu den Anwesenden sprach:

„Ich dank' Euch, Nachbarn, für Euren Beistand, aber geht jetzt in Gottsnamen und laßt mich mit der Meinigen allein. Auch Du Hansel geh' schlafen. Gute Nacht allerseits!"

*) Schloß, Herrschaftsgebäude.

Es klang etwas aus dem Tone des Mannes, was keinen Widerspruch duldete, und eine theilnehmende gute Nacht flüsternd entfernten sich langsam die Nachbarn; auch Hansel, der Hausknecht, zog sich zurück, einen Blick voll innigen Mitleids auf seine unglückliche Gebieterin werfend.

Was zwischen den beiden Gatten verhandelt wurde, nachdem sie allein waren, werden wir bei einer anderen Gelegenheit erfahren.

Hier müssen wir nur hinzusetzen, daß der empörende, tragische Vorfall „im Häuserl am Rain“ ein fast komisches Nachspiel hatte, wie es eben nur in Wien möglich ist.

Trotz der Bitten der armen Frau, trotz der Drohung des Hansels, Jedem den Schädel einzuschlagen, der das Geheimniß des Häuserls am Rain ausplaudern würde, hatte doch einer oder der andere von den Nachbarn, die zu Hilfe gekommen waren, das Ereigniß zu interessant gefunden, um es nicht seiner Frau mitzutheilen und diese hatte wieder eine vertraute Freundin oder Verwandte, der sie die picante Geschichte, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, anvertraute.

Kurz, am nächsten Tage wußte es ganz Hernals, am dritten ganz Wien. Und nun begann eine wahre Völkerwanderung zu dem „Häuserl am Rain“,

— Alles, Männlein und Weiblein, wollte die Wirthin sehen, die von der französischen Invasion so übel heimgesucht worden war. „Es war die Schwemm*), wo solches geschehen war," sagen die Memoiren, denen wir diese Mittheilung entnehmen, „täglich so voll, daß man keinen Apfel hätte zur Erde werfen können, und daß die Frau Schindler sich vor den neugierigen Blicken bald aus der Kuchel in's Zimmer und bald wieder aus dem Zimmer in die Kuchel flüchten mußte, obwohl zu glauben, daß sie auch im Keller und auf dem Boden nicht sicher gewesen wäre."

So sehr nun auch Herr Koloman Schindler sich über diese Zudringlichen ärgerte, welche seine blasse, traurig aussehende Gattin mit jener albernen, beleidigenden Neugierde anstarrten, die einer bedeutenden Künstlerin zu Theil wird, wenn sie nach einer besonders gelungenen Leistung in einen Volkshaufen hinein geräth, so konnte doch der Wirth, der seine praktische Weinbauern-Natur nie verleugnete, nicht in Abrede stellen, daß sein Geschäft durch diesen Zulauf einen ungeheueren Aufschwung nahm; er schänkte jetzt an einem Tage mehr Wein, als früher in einem ganzen Monate, — die „nobelsten" Herren und Damen

*) Wiener Ausdruck für ein ordinäres Wirthszimmer.

begnügten sich mit Brod, Wurst und Käse — sonst war im „Häuserl am Rain" nichts zu haben, — um nur die zum Tages-Gespräch gewordene Wirthin auf einen Augenblick zu sehen. Die Geldlade aber nächst der Schank war täglich mit Banco-Zetteln vollgepfropft,— das eheliche Glück war ausgezogen, aber das materielle eingekehrt in der früher so wenig besuchten Schänke des „Häuserl's am Rain".

Und eben diese pecuniären Erfolge machten es Herrn Koloman Schindler möglich, auf der Berglehne zwischen Hernals und Währing, mitten im Weingebirge ein kleines, abgelegenes Häuschen zu kaufen, wo er eine einsame Wirthschaft führte, selten besucht von Fußgehern und Landpartiemachern. Aber die Hernalser Tratschmäuler waren boshaft genug, den Namen „das Häuserl am Rain" auf dieses einsame Gehöfte im Weingebirge zu übertragen und der Name blieb bis auf die neueste Zeit, während das Hernalser Häuschen längst ein anderes Schild angenommen und die volksmündliche Benennung verloren hatte.

Doch wir eilen den Ereignissen voraus, während es doch unsere Aufgabe ist, sie in gehöriger Reihenfolge zu bringen.

2. Kapitel.

Der Herr Thorwartl vom blauen Herrgott.

Während die Französirungs-Manie der aristokratischen Kreise in ganz Deutschland seit den Tagen Ludwig's XIV. eine Unzahl französischer Benennungen für Dinge angenommen hatte, die doch einen ganz guten ehrlichen deutschen Namen besaßen, hielt das Volk mit Zähigkeit an den deutschen Worten fest und eine Versorgungs-Anstalt, wie die „zum bläuen Herrgott" am Alserbache, — in welcher nur das verarmte Volk untergebracht war, und wo es keine Pension für herabgekommene Adelige gab, konnte sich mit dem Worte „Portier" nicht befreunden, sondern nannte den Hüther des Thores mit dem guten alten deutschen Wort: „Thorwart", oder wienerisch: „Thorwartl."

Dieser Herr Thorwartl, wie ihn die Pfründner titulirten, für die er eine hochwichtige Persönlichkeit darstellte, da er ihren Ausgang und ihre Heimkehr controllirte, und da der Herr Spitals- und Armenhaus-Verwalter, Magistratsrath Kollergern, nur mit ihm conferirte, war nebstbei auch, wie sich unsere Leser vielleicht erinnern werden, der Schwiegervater des Hernalser Wirthes, der ehemals reiche, nun aber

verarmte Seifensieder und Hausherr vom Strozzischen Grunde, Herr Jakob Totzenauer.

Es war ungefähr 10 Tage nach den Ereignissen, die wir geschildert haben, da erschien Morgens um fünf Uhr Frau Barbara Schindler, die Wirthin vom „Häuserl am Rain" und hatte mit weinenden Augen eine lange Unterredung mit ihrem Vater.

Um halb sechs Uhr aber empfahl sie sich wieder mit dem Bedeuten, ihr Mann habe ihr den Ausgang nur gestattet, damit sie die Fünfer-Messe im Lazareth-kircherl hören könne, worauf sie sofort nach Hause müsse, denn da heute Sonntag sei, so gehe das Geschäft noch stärker als gewöhnlich.

Hierauf sagte Herr Totzenauer seiner Tochter Lebewohl, während diese ehrerbietig die Hand des „Herrn Vaters" küßte, denn wenn auch Pfründner im Armenhause, verlangte der alte Mann von seinem Kinde doch jenen Respect, der in der guten, alten Zeit, wo man das vierte Gebot noch in Ehren hielt, nie verweigert wurde.

Dafür versprach aber auch der Herr Thorwartl, Nachmittags nach Hernals zu kommen, sich um seine Tochter anzunehmen, und dem widerhaarigen Schwiegersohne den Kopf zurechtzusetzen.

Im Laufe des Vormittags begab er sich zu dem Armenhaus-Verwalter und zeigte demselben ge-

ziemend an, daß er heute Nachmittags sich einen Ausgang erbitte; es sei zwar sonst nicht seine Gewohnheit, vom „blauen Herrgott" weg zu bleiben, schon deshalb, weil es ihn unangenehm berühre, auf der Gasse mit Leuten in Berührung zu kommen, die ihn noch zur Zeit seines Reichthums gekannt hatten, — heute aber verlange eine wichtige Familien-Angelegenheit seinen Besuch in Hernals, er werde auf seinem Posten am Thore einen Vice zurücklassen.

Mit Vergnügen gewährte der Haus-Verwalter die Bitte des alten Bürgers; nach dem Essen, das heißt um halb Ein Uhr, bezog der Vice gegen ein kleines Trinkgeld den Thorwartl-Posten und Herr Jakob Totzenauer wanderte an den Gestaden des Alserbaches, der damals noch nicht zugedeckt war, vor die Linie nach Hernals, angethan mit dem altväterischen Braten-Rocke, den Dreispitz auf dem grauen Haupte, das Zöpfchen, das damals die älteren Leute noch trugen, malerisch im Genicke herumbaumelnd, — von Zeit zu Zeit eine Prise aus der silbernen Dose nehmend, die ihm als ein Souvenir aus besseren Tagen geblieben war, — denn der Wiener Bürger von damals war kein Raucher, wenn er sich auch gern das aristokratische Vergnügen gestattete, seiner Nase eine Prise Spaniols

zuzuführen; das Rauchen nahm erst nach den Befreiungskriegen überhand.

Niemand hätte in dem netten, alten Manne mit dem aufrechten Gange, dem kühnen Blicke und der feinen Hand, welche ganz edelmännisch den Rohrstock schwang, einen Pfründner des Armenhauses erkannt.

Es war, wie bereits erwähnt, Sonntag und die Straßen wimmelten von Spaziergängern, darunter auch natürlich von Franzosen aller Waffengattungen da ganz Wien und Umgebung mit einquartierten Truppen belegt war. So oft Herr Totzenauer nur eines der Blauen ansichtig wurde, ballte er die Faust im Sacke und murmelte nicht sehr schmeichelhafte Dinge über die Franzosen und ihren Kaiser. Denn der alte Seifensieder war ein starrköpfiger Oesterreicher vom alten Schlage, ein getreuer Unterthan Seiner Majestät des Kaisers Franz I. und als solcher ein Todfeind aller Republikaner, Jakobiner, Freimaurer und Franzosen, besonders der letzteren, seit sie des Kaisers Tante, die Tochter der großen Maria Theresia, die unglückliche Königin Marie Antoinette von Frankreich enthauptet hatten.

Seit jenem Tage hatte der alte Totzenauer den Blauen Haß geschworen und was ihm seine Tochter heute Morgens erzählt hatte, war nur geeignet, Oel

in die Flammen dieses lang genährten Zornes zu schütten.

Endlich erreichte Herr Totzenauer das historisch merkwürdige Hernals.

Wenn wir von einer Ortschaft, die heutzutage nur mehr wegen ihres „Heurigen" berühmt ist, einen solchen Ausdruck gebrauchen, so liegt die Verpflichtung nahe, denselben wenigstens einigermaßen zu rechtfertigen. Die Herren an der Als gehörten von jeher zur lutherischen Opposition in Oesterreich, die besonders unter Maximilian II. ihr Haupt erhob, so daß nur mehr in einer einzigen Kirche zu Wien katholischer Gottesdienst gehalten wurde, und als es der Universität, die sich in den Händen der Jesuiten befand, unter Rudolf II. gelungen war, durch eine Gegen-Reformation die Kirchen der Stadt und Vorstädte wieder in den Besitz der Katholiken zu bringen und die protestantischen Prediger zu vertreiben, da boten die Herren an der Als in ihrer Schloßkirche den Vertriebenen ein Asyl, die dort um so wüthender das Evangelium und den Haß gegen die Jesuiten predigten, wie ein gleichzeitiger Chronist erzählt:

„Lief darumb alles Volk, besonders aber die Burger und Handwerksbursche gegen Hernals zu denen vermaledeiten lutherischen Prädicanten und

verlogenen Baals-Pfaffen, wasmaßen diese ein vorgebliches Wort Gottes lehrten und denen heiligen Vätern societatis Jesu von Schlechtigkeit ein Mehreres nachsagten."

Da den Herren, Rittern und Ständen des Landes damals noch gestattet war, in ihren Schloßkirchen den Gottesdienst nach ihrer Weise zu halten, so vermochten die Jesuiten trotz ihres Zornes nichts auszurichten, bis die Betheiligung der Herren an der Als an dem Attentate auf Kaiser Ferdinand II. ihnen das Messer in die Hand gab. Die oppositionssüchtigen protestantischen Hernalser-Herren waren mit unter den aufständischen Landständen, die dem von den Böhmen belagerten Ferdinand II. in's Zimmer eindrangen, ihn zum Unterschreiben eines Majestätsbriefes zwingen wollten und so weit gingen, daß Tschernembl den römischen König am Knopf seines Wamses faßte, während Thonradl rief: „Nonne subscribes Ferdinandule?" *)

Die Jesuiten haben zu dieser historischen Thatsache das Märchen dazu erfunden, das Bronce-Kreuz an der Wand habe dem bedrängten Fürsten Muth zugesprochen, in Wirklichkeit aber war es das Schmettern der Trompeten kaiserlicher Kürassiere,

*) Zu deutsch: „Wirst nicht unterschreiben, Ferdinandl?"

welche der General Graf Bouquoi unter dem Obersten Dampierre von Budweis über Krems dem verlassenen Monarchen zu Hilfe gesendet hatte, die durch das Wasserthor in die Stadt einrückten und sich auf dem Burgplatze aufstellten, wofür das Regiment auf ewige Zeiten das Vorrecht erhielt, durch die kaiserliche Burg von Wien reiten und auf dem Burgplatze unter klingendem Spiel werben zu dürfen, ein Vorrecht, von dem das tapfere Regiment wiederholt Gebrauch machte.

Die Deputirten flohen, als die geharnischten Reiter die Treppe herauf rasselten, aus der Burg und Kaiser Ferdinand II. zahlte nach der Schlacht am weißen Berge nicht blos in Böhmen, sondern auch in Oesterreich den Ständen jene Stunde der Angst mit Wucher heim. Alle Privilegien des Adels in Betreff der Ausübung des protestantischen Gottesdienstes wurden aufgehoben, die Jesuiten triumphirten über ihre Feinde, die Protestanten wurden in den Staub getreten und das „lutherische Ketzer-Nest,“ wie man es nannte, das verfehmte Hernals, wurde zum Mittelpunkte jenes religiösen Schwindels gemacht, den der Orden Jesu so gut in die Scene zu setzen wußte. Das kahle protestantische Bethaus wurde in eine stattliche katholische Kirche umgewandelt, reich geschmückt mit Allem, was die kindische

Phantasie des Pöbels reizen kann, ein hoher Calvarienberg mit plastischen Darstellungen, Prozessionen und kirchlichen Komödien aller Art, Abläße, Bilderbuden, selbst Wunder wurden aufgeboten, um die Leute anzuziehen, aber mehr als das Alles wirkte die den Hauern ertheilte Erlaubniß, ihren Wein frei und unbesteuert ausschänken zu dürfen. Die Wiener liefen wie einst zu den lutherischen Prädicanten nun „zum linken Schächer", um nach dem Gottesdienst sich einen jener Riesen-Räusche anzutrinken, die damals noch zum bon ton gehörten und selbst heute noch nicht gänzlich abgekommen sein sollen.

Daß es nach dem Siege der Jesuiten den Herren an der Als wirklich an den Hals gegangen sei und dieselben enthauptet wurden, wovon der Ort den Namen Herrenhals, verstümmelt Hernals, erhalten habe, ist eine Volkssage, die jeder historischen Begründung entbehrt.

Durch diese Ortschaft mit ihren historischen Erinnerungen wanderte der Thorwartl vom „blauen Herrgott", bis er das Ende derselben und nach einem zehn Minuten langen Marsch über Feld das „Häuserl am Rain" erreichte; es bot sich ihm ein eigenes Schauspiel dar.

Nicht nur die Gaststube, durch deren geöffnete Fenster man in's Innere sah, war gesteckt voll von

Besuchern, sondern auch die Tische, welche Herr Koloman Schindler vor dem Hause aufgestellt hatte, waren dicht besetzt und auf der Wiese, auf den Rändern des Straßengrabens lagerten die Gäste, verzehrten Brod und Wurst aus der Faust und tranken den Wein, welchen Schindler fortwährend in die Krügel füllte, mit denen drei oder vier Aushilfskellner unter den Durstigen herumrannten.

„Die Franzosen-Wirthin," wie der Wiener Witz die arme Frau getauft hatte, war der Magnet, der alle diese Leute nach Hernals zog, wie heutzutage eine Wolter, Gallmeyer, Geistinger die Leute in's Theater zieht.

Herr Totzenauer schüttelte den Kopf, und brummte einige schwer verständliche Worte, doch kamen unter denselben die Ausdrücke „dummes Volk" und „gutes Geschäft" ganz gewiß vor, dann trat er zu dem Schänktisch, hinter welchem Herr Koloman Schindler hantirte und sprach:

„Grüß' Gott, Herr Schwiegersohn."

Der Wirth sah auf, warf einen scheuen Blick auf den Alten und erwiderte, das Auge sofort wieder auf seine Trinkgeschirre senkend:

„Küß' die Hand, Herr Schwiegervater."

„Ich hätt' ein paar Worte mit dem Herrn Sohn

zu reden, unter vier Augen," fuhr Herr Jakob Totzenauer fort.

„Geht nicht, Herr Vater," erwiderte Schindler fast trotzig, „ich kann vom Geschäfte nicht weg."

„Ich bin auch von meinem Geschäfte weggegangen, — habe auch aus meinem Sacke einen Stellvertreter gezahlt, um mit dem Herrn Sohn reden zu können. Folglich wird mir der Herr doch auch den Gefallen thun, verstanden?"

Die entschiedene Sprache des alten Bürgers imponirte dem jungen Manne wie immer und sehr nachgiebig bereits klang seine Stimme, als er erwiderte:

„Aber was soll ich denn thun? Der Herr Vater sieht ja, daß mir die Leut' völlig die Schank stürmen. Wer soll denn einschänken?"

„Der Hansel," erwiderte der Alte, der immer über ein großes Dienst-Personal commandirt hatte, „wenn er mit dem Weine heroben fertig, geht er hinab in den Keller und holt frischen, — so lange können die neugierigen Maulaffen schon warten."

Wie man sieht, redete der Thorwartl vom „blauen Herrgott" in einem sehr despectablen Tone von seinen Mitbürgern, aber gerade das machte auf seinen Schwiegersohn Eindruck.

Herr Koloman Schindler pfiff dem Hansel, der

aus dem Keller heraufguckte, im Auftrage seines Herrn drei „Viertel-Schaffel“ voll Wein aus der Teufe herauf förderte, und dann seines Gebieters Platz am Schänktische übernahm, während dieser selbst mit dem alten Herrn nach dem „sauberen Zimmer“ des Hauses ging, wie man damals, wo noch nicht jeder Schneider und Schuster seinen „Salon“ haben mußte, die beste Stube der Wohnung nannte; das Schönste und Theuerste, was eine Familie besaß, wurde im sauberen Zimmer untergebracht.

Man mußte auf dem Wege dahin die Küche passiren, wo die Franzosen-Wirthin geschäftig waltete, aber nicht mehr allein, sondern unterstützt von einer mannhaften Köchin und einem entsprechenden Küchenmädchen, welches Teller, Schüssel und Eßzeug scheuerte.

Bei Totzenauer's Eintritte ließ Frau Barbara Schindler ihre Arbeit sofort im Stiche, eilte auf ihren „Herrn Vater“ zu und küßte demselben ehrerbietig die Hand, — so war es damals Sitte, — auch Küchenmagd und Köchin beeilten sich, das Gleiche zu thun, während Totzenauer zu seiner Tochter sprach:

„Grüß' Dich Gott, Wettel,*) — na, wie ich sehe, geht Euer Geschäft ja.“

*) Wienerisch für Babette, Barbara.

„Ja, unser Herrgott hat uns recht gesegnet,“ erwiderte die junge Frau mit einem Seufzer.

Der Thorwartl vom „blauen Herrgott“ hatte diesen leisen Weheruf einer leidenden Seele ebenso gut bemerkt, wie den Umstand, daß Herr Koloman Schindler seine Ehefrau auch nicht eines Blickes würdigte.

Doch verlor er kein Wort darüber, sondern trat mit seinen Schwiegersohne in das „saubere Zimmer,“ welches allerdings nett, aber mit einer Einfachheit und Bescheidenheit eingerichtet war, welche eine kleine Bürgersfrau von heutzutage nicht begreifen würde. Auch hier fiel dem scharfen Blicke des alten Mannes ein befremdender Umstand auf. Das „saubere Zimmer“ war nach Gewohnheit damaliger Zeit auch das Schlafgemach der jungen Leute und die Ehebetten, die sonst gut bürgerlich neben einander gestanden waren, befanden sich jetzt getrennt an den entgegengesetzten Wänden des Schlafzimmers.

Der alte Hausherr vom Strozzi'schen Grunde legte Hut und Stock auf den Tisch, rückte sich einen Sessel zurecht, setzte sich darauf und beide Hände auf die Knie stemmend, begann er in jenem scharfen Tone, wie allenfalls ein Untersuchungsrichter zu dem Angeschuldigten spricht:

„Herr Schwiegersohn, ich will nicht lange um-

schneiden, sondern kerzengerade, wie sich's für einen alten Oehlerer*) geziemt, auf das kommen, weswegen ich hier bin. Eure Frau war bei mir und hat sich über Euch bitter beklagt."

„So?" erwidert der Wirth vom „Häuserl am Rain" gedehnt, „warum denn?"

„Weil der Herr Sohn seine Frau ja behandelt, als ob sie gar nicht sein Weib wäre."

„Hat die Wettel dem Herrn Vater auch erzählt, was vorgegangen ist?"

„Und wenn sie mir's auch nicht erzählt hätte, so wüßt' ich's doch; — redet ja doch ganz Wien von dieser neuen Schandthat der vermaledeiten Jakobiner, die nichts als Unheil über die Welt bringen. Es ist eine traurige Geschichte, Herr Sohn, das will ich Euch ja zugeben, aber sagt mir um's Blut Christi willen, was kann denn das arme Weib dafür?"

„Was kann denn ich dafür?" erwiderte Schindler mit der Logik des echten Bauers, dessen Trotz und Erbitterung keine Grenzen kennt, „was hätte denn ich thun sollen? Habe ich sie nicht vertheidigt bis zu dem Augenblicke, wo mich die Hunde halb todt schlugen und mich zur Thüre hinauswarfen, vor der ich bewußtlos liegen blieb."

---

*) Wienerisch für Kerzen-Erzeuger, Seifensieder.

„Na also, sieht der Herr Sohn. Wenn Er, der starke Mann, sich der blauen Canaillen nicht erwehren konnte, wie hätte das arme schwache Weib damit zu Stande kommen sollen? Wenn der Mann sein Weib bei einer Untreue erwischt, die sie mit Absicht begeht, dann hat er Recht, wenn er ihr nicht verzeiht und so gerne ich meine Gottselige gehabt, so hätte ich ihr doch in einem solchen Falle mit eigener Hand den Kragen umgedreht. Aber wenn die Sache so steht wie hier, wenn die Frau nur ihren Mann liebt, wie sich's für eine christlich-ehrbare Hausfrau geziemt, und wenn rohe Gewaltthat an ihr geübt wird, dann soll ein vernünftiger Mann Mitleid und Erbarmen haben, und die arme Frau zu trösten suchen, nicht aber mit finsterem Schweigen und mit bösen Worten der Schuldlosen das Herz noch schwerer machen. Das thut Ihr aber, Herr Schwiegersohn, — wie ich sehe, habt Ihr sogar die Ehebetten auseinander gestellt, das bringt keinen Segen, glaub' mir der Herr Sohn, — ich laß' mein Kind einmal nicht malträtiren, Kreuz divi domine!"*)

Und der Thorwartl stopfte eine gewaltige Prise in seine beiden majestätischen Nasenlöcher und schlug

---

*) Altes Wiener Zorneswort.

dann den Dosen-Deckel zu, daß es knallte, was er immer that, wenn er erregt war.

Herr Koloman Schindler, der sich seinem Schwiegervater gegenüber gesetzt hatte, ließ den Kopf hängen wie ein abgekanzelter Strauchdieb, während er leise zur Antwort gab:

„Der Herr Vater hat leicht reden!“

„Warum habe ich leicht reden?“ schrie der alte Hitzkopf, die Dose wieder öffnend und mit Daumen und Zeigefinger nach einer frischen Prise wühlend, „ich finde, daß ich sehr schwer zu reden habe, da in Euren hartnäckigen Retzer-Bauern-Schädel keine Raison hineinzubringen, Mord Element!“

Mit Ergebung nahm der Wirth diese Strafpredigt hin, dann sagte er kleinlaut:

„Der Herr Schwiegervater weiß halt noch das Schlimmste nicht.“

„Was soll ich denn noch wissen?“ fragte der heißblütige Thorwartl vom „blauen Herrgott.“

„Hat denn die Wettel dem Herrn Vater auch gesagt,“ fuhr Koloman Schindler mit immer leiser werdender Stimme fort, während sein sonst rosig gefärbtes Gesicht bleich wurde, wie die Wand, „daß sichere Anzeichen vorhanden, es werde meine Frau—“

„Nun?“

„Mutter werden.“

„Gratulire!“ rief Herr Totzenauer freudig überrascht, „nein! das hat sie mir wahrhaftig nicht gesagt, denn so was gesteht eine Frau nicht einmal ihrem Vater, sondern nur ihrem Manne oder höchstens ihrer Mutter, obwohl es ein paar Monate später die ganze Welt sieht. Nun, nochmals meinen herzlichen Glückwunsch. Wenn einmal ein Kind da ist, wird Alles wieder gut werden. Der Herr Sohn wird sich gegen die arme Frau, da sie gesegneten Leibes ist, doppelt aufmerksam benehmen, damit das ungeborne Wesen keinen Schaden leidet, und wenn's vorüber ist, dann wird das Kinderl der Engel sein, der Euch versöhnt. Der liebe Gott wird's schon machen.“

Aber der Wirth vom „Häuserl am Rain“ schüttelte sehr energisch den Kopf.

„Nein, Herr Schwiegervater,“ sagte er, „'s ist nicht so.“

„Was ist nicht so?“ fragte der alte Totzenauer mit höchlich verdutztem Gesichte.

„Weiß der Herr Schwiegervater, wann und wie mir meine Frau jenes Geständniß gemacht hat?“ fuhr Herr Koloman Schindler fort und seine Züge wurden erdfahl, seine Zähne schlugen aneinander, seine Hände zitterten und dicke Schweißtropfen traten auf seine niedere Stirne, „ich will's dem

Herrn Vater sagen; es war acht Tage nach jener Unglücksnacht, als meine Frau mir weinend anvertraute, sie fürchte, Mutter zu werden. Weiß der Herr Schwiegervater, was das sagen will? Das, was sie und mich früher unendlich glücklich gemacht hätte, das hofft sie nicht mehr, sie fürchtet es. Warum? Weil sie ihr Gewissen drückt, weil sie nicht weiß, ob nicht einer von jenen französischen Schandkerlen der Vater des Kindes ist, das sie unter dem Herzen trägt — —"

„Herr Sohn!" rief der alte Totzenauer entsetzt, „was fällt Euch ein?"

„Wie will mir der Herr Vater beweisen, daß es nicht so ist?" fragte der unglückliche junge Ehemann mit steigender Erbitterung, „und wenn ich nun wirklich meinem armen Weibe verzeihe, das ja doch eigentlich nichts dafür kann, wenn ich mir auch nichts daraus mache aus all' den Qualen der Eifersucht, der Wuth und meiner mit Koth besudelten Hausehre, wenn ich mich über alles Das hinaussetze, so kann ich mich doch eines fürchterlichen Gedankens nicht entledigen. Soll ich das Kind des Franzosen lieben, aufziehen, erhalten und wenn ich einst sterbe, den Franzosenbankert, zum Dank dafür, daß sein Vater Schande und Unglück über mein Haus gebracht, auch noch zu meinem Erben ein-

setzen? Nein, nein! — das kann der Herr Schwiegervater, das kann Niemand auf der ganzen Welt von mir verlangen; — ja, 's könnt' mir's kein Christmensch übel nehmen, wenn ich den Franzosen-Bankert in die Donau trüge, wie man junge Hunde ertränkt!"

„Um Gotteswillen, Herr Schindler, bedenke Er doch, was Er redet!" rief der alte Totzenauer entsetzt.

„Andererseits," fuhr der arme Mann, wie im Selbstgespräche fort, ohne seines Schwiegervaters Unterbrechung zu beachten, „andererseits wär's ja doch möglich, daß das Kind von mir wäre, und wenn ich mich nun gegen mein eigen Fleisch und Blut, gegen Das, was mir das Liebste auf der Welt sein muß, hart, grausam, ungerecht benähme, wenn ich mein eigenes Kind mißhandle, weil ich es für den Bastard des Franzosen halte, dann bin ich ja der schlechteste Vater, der miserabelste Kerl auf Gottes Erdboden! O mein Gott! mein Gott! gibt's denn noch einen elenderen, unglücklicheren Menschen, als mich!"

Und der riesenstarke Mann weinte bitterlich, wie ein Kind.

Herr Totzenauer war mit seinem Latein zu Ende; er fühlte, daß der unglückliche Gatte nicht

so ganz Unrecht habe, ließ den Kopf sinken und starrte auf die Erde.

Dagegen erhob Koloman Schindler wieder das Haupt und sagte fast trotzig:

„Na also, rathe der Herr Schwiegervater jetzt, was da zu thun? Der Herr Schwiegervater ist ja sonst so gescheidt, weiß Alles, hört das Gras wachsen und redet wie ein Buch. Jetzt, jetzt wär's an der Zeit, mich unglücklichen Mann aufzurichten, mir in meiner Seelenangst und Verzweiflung beizuspringen und mir ein Wort des Trostes zu sagen. Aber es gibt für mich keinen Trost, keinen!"

Und wieder ließ er in namenloser Verzweiflung das Haupt sinken.

Der Appell an die Nichtzulänglichkeit seiner sonst so bewährten und verehrten Gescheidtheit brachte den alten Totzenauer gewaltig in Harnisch.

Er hob die Blicke gegen die Decke des Zimmers, als ob er dort einen Rath suche, trommelte mit den Fingern auf dem Dosendeckel, nahm dann eine Extra-Prise und sagte im sanftesten Tone:

„Koloman!"

Seit dem Tage seiner Vermälung war Herr Schindler nicht mehr von seinem Schwiegervater mit dem vertraulichen Taufnamen angeredet worden, deshalb fragte er ganz überrascht:

„Was denn, Herr Schwiegervater?"

„Vor Allem gebe sich der Herr Sohn nicht einer so unnützen Desperation hin," sprach der Thorwartl vom „blauen Herrgott" mit Nachdruck, „'s wird doch nichts besser dadurch und wer weiß, ob sich nicht auch noch in diesem Falle was finden läßt, was Euch Euere Ruhe wieder gibt."

„S' gibt nichts," antwortete störrisch der unglückliche Ehemann.

„Und wenn ich doch was wüßte?"

„Ah pah!"

„Hört mich an, Schwiegersohn, wir wollen als gescheidte Männer miteinander reden. Ihr habt Euch doch die Franzosen, welche jene Schandthat verübten, gut angesehen?"

„Wär' ich ein Maler, ich könnte sie alle aus dem Kopfe porträtiren, die Hunde."

„Und es waren wohl recht schwarze Köpfe, wie's die Franzosen zu haben pflegen?"

„Einer schwärzer, wie der Andere, als ob sie die Haare mit Schuhwichse geglänzt hätten."

„Besinnt Euch gut! war kein Blonder darunter?"

„Nicht ein Einziger, nicht einmal ein Lichtbrauner, — ich kann darauf schwören."

„Nun also, da hätten wir ja schon einen

Anhaltspunkt und noch dazu einen recht verläßlichen."

„Wie so denn?" fragte Schindler, den Mund eben nicht malerisch aufsperrend.

„Nun, meine Tochter, Euere Frau, hat doch so schönes lichtblondes Haar," erwiderte der alte Totzenauer mit Stolz, „daß sie der Maler Einsle auf seinem großen Bilde: „Maximilian in Brügge" als eine der Brautjungfern gemalt hat, welche den Thronhimmel der burgundischen Maria tragen, — bis über die Hüften herab wallt das lichtblonde Haar — —"

„Ja, ja, — ich weiß schon, wie lang das Haar meiner Frau ist, aber was hat das mit unserem Fall zu thun?"

„Fallt mir nur nicht in die Kram, bevor ich auslege, Ihr Retzer Brauskopf Nur Geduld! — Also, Eurer Hausfrau Haar ist lichtblond — —"

„Ja, ja."

„Und das Eure mit Salveni*) ist — roth."

Wir haben nämlich bislang nicht Gelegenheit gefunden, zu bemerken, daß das Haupthaar des Wirthes Koloman Schindler sich dieser interessanten Farbe erfreute.

*) Verstümmelung des alten cum salva venia.

Das Gesicht des unglücklichen Mannes wurde so roth, wie seine Haare, als er fast grob erwiderte:

„Nun freilich ist's roth, ich hab's nicht versteckt, bevor ich geheiratet habe, — kann mir's auch nicht anders machen, denn der Mensch muß sein Haar halt so behalten, wie's ihm der Herrgott gegeben hat, — basta!"

Gleichwohl ward Herr Jakob Totzenauer über die bärbeißige Rede seines Schwiegersohnes nicht unwirsch, sondern erwiderte in ungewöhnlich sanftem Tone:

„Es hat dem Herrn Niemand seine rothen Haare zum Vorwurfe gemacht, und im gegenwärtigen Augenblicke sind sie ein wahres Glück."

„Ein Glück? wie so?" fragte Eidam Schindler, den Mund weit aufreißend.

„Wenn ein schwarzer Kater und eine weiße Katze zusammen Junge haben," fragte philosophisch der alte Schwiegervater, „welche Farbe kriegen die?"

„Nun weiß, schwarz, oder schwarzweiß gefleckt," meinte der Wirth, der noch immer keine Ahnung hatte, wo sein gescheidter Schwiegervater hinauswollte.

„Wenn aber Kater und Käterin roth sind, wie werden die Jungen?" fuhr der Thorwartl vom

„blauen Herrgott" im Tone eines examinirenden Professors fort.

„Auch roth, — das ist ja natürlich," antwortete Herr Koloman Schindler.

„Nun also, begriffsstützigen Ketzer," schloß triumphirend der Schwiegervater, „wirst Du es endlich einsehen, welches sichere Attest oder Zeugniß Dir die Natur selber geben wird? Wenn Deine Frau ein Knäblein oder Mägdlein zur Welt bringt, welches ein lichtes Häublein trägt, ich meine blonde oder rothe Haare, so magst Du in Deinem eifersüchtigen Herzen vollständig beruhigt sein, denn es ist Dein Kind, Du rother Kater Du, — ich glaube, das ist so klar, wie zweimal zwei vier ist."

Dabei gab er dem verdutzten Wirthe einen freundschaftlichen Klaps auf die Schulter.

Der alte, sonst so steife und zurückhaltende Mann bot Alles auf, seinen störrigen Schwiegersohn in gute Laune zu versetzen und für seine Idee zu gewinnen, die er für eine ganz besonders geniale hielt.

Auch schien der Wirth vom „Häuserl am Rain" wirklich schon halb und halb überzeugt und es war nur ein Rückfall in die alte Eifersucht, als er leise fragte:

„Wenn aber das Kind schwarze Haare hat?"

„Ja, dann weiß ich auch nicht, was zu machen ist," sagte Herr Jakob Totzenauer, aufstehend, purpurroth vor Zorn, „denn unser Herrgott allein weiß Alles und der bin ich nicht. Dann thu' der Herr Sohn meinetwegen, was er will, aber Das bitt' ich mir aus, mein armes unglückliches Kind darf nicht malträtirt werden, sie war ein braves Weib und wird es bleiben, — sie hat sich halt die Zärtlichkeiten der Franzosen gerade so gefallen lassen müssen, wie der Herr Schwiegersohn die Schläg'. Damit Punktum! Ich hab' Ihm zugeredet, wie einem kranken Roß, — wenn der Herr mit seinem viereckigen Bauernschädel kein Einsehen hat, so muß ich es haben und ich leid' es als Vater nicht, daß der Herr mein braves Kind unglücklich macht, — Kreuz-Himmel-Sakerment!"

Und Herr Totzenauer stülpte mit der Linken den Hut auf den Kopf, mit der Rechten faßte er sein spanisches Rohr und schlug damit auf den Tisch, daß es laut widerhallte.

So redeten, so handelten Schwiegerväter damaliger Zeit ihren Schwiegersöhnen gegenüber.

Koloman Schindler wagte auch nicht, dem alten Thorwartl vom „blauen Herrgott" ein Wort zu erwidern.

Wohl aber stürzte Frau Barbara, welche die

lauten Scheltworte ihres Vaters und die Schläge auf den Tisch gehört hatte, erschrocken herein und rief:

„Um Gotteswillen! was ist denn geschehen? Vater! Koloman! Ihr werdet doch nicht streitend werden? — Das auch noch! Haben wir nicht Unglück genug gehabt?"

„Larifari! Das muß ein Ende haben. Wettel, Du ziehst Dich an und gehst mit mir," polterte der Alte, „nicht eine Stunde länger lasse ich Dich bei diesem Bauerntyrannen. Dazu hab' ich Dich nicht so nobel erzogen, daß Du Dich jetzt von einem solchen Retzer-Schädel mißhandeln lassen sollst."

„Aber Vater!" — rief die junge Frau.

„Vorwärts, marsch!' commandirte der ehemalige Seifensieder vom Strozzischen Grunde und schwang das spanische Rohr so resolut in der noch immer nervigen Faust, als ob er vor seinem Abmarsche dem Schwiegersohne noch ein Andenken hinterlassen wollte.

Und was that dieser?

Ganz kleinlaut und niedergeschlagen wendete er sich gegen den alten Herrn und sagte:

„Der Herr Vater hat mich ja gar nicht zu Wort kommen lassen. — Ich bin ja mit Allem einverstanden, was der Vater gesagt hat, der so ein

gescheidter Mann ist, — ich begreife ja auch die Geschichte mit den schwarzen und rothen Katzen, und wenn uns unser Herrgott ein rothes Katzerl schickt —"

„Was?" fragte Frau Barbara Schindler ganz verdutzt.

„Red' ihm nichts d'rein, laß' ihn ausreden," gebot der Schwiegervater.

„Wenn's so geschicht, wie der Herr Vater gesagt hat," fuhr der Wirth vom „Häuserl am Rain" fort, „nun, dann ist ja Alles gut und mein Herz wird sich wieder beruhigen."

„Es handelt sich darum, wie der Herr seine Frau behandeln wird!" rief Totzenauer.

„Schau, Wettel," wendete sich Koloman an seine Gattin, „wenn ich Dir weh gethan und Dich nicht so behandelt habe, wie ein braver Mann seine Frau behandeln soll, so mußt mir's halt verzeihen; es geschah ja doch nur aus lauter Lieb zu Dir und aus Eifersucht auf diese verfluchten Franzosen; aber ich sehe es ein, Du kannst ja nichts dafür, der Herr Schwiegervater hat Recht, also gib mir Deine Hand, ich werde gewiß mich zusammennehmen, daß ich Dir keine Veranlassung gebe, mich beim Herrn Vater zu verklagen."

„Mein lieber, guter Koloman!" rief das Weib und flog an seinen Hals.

„Bravo, Stuwer!*)“ rief hocherfreut der alte Totzenauer, indem er Hut und Stock wieder weg legte, „das lasse ich mir gefallen. So gehört sich's! — Jetzt meinetwegen bleibe ich noch eine Stunde bei Euch, vorausgesetzt, daß man eine ordentliche Jause bekommt.“

„Ein Stückchen Geselchtes, Herr Vater, — oder einen Schnitt Käse?“ fragte die Frau.

„Ich habe einen Nußberger gekauft, den muß der Herr Vater kosten!“ setzte der Wirth hinzu, und das wackere Paar enteilte, das Versprochene zu holen, während der Thorwartl „vom blauen Herrgott“ höchlich befriedigt durch diesen Triumph seines überlegenen Verstandes sich behaglich nieder-setzte, der Jause gewärtig, die ihm seine Kinder versprochen hatten.

Man wird sagen, daß Herr Koloman Schindler als Mann und Schwiegersohn ein charakterloser Schwachkopf war.

---

*) Der Kunstfeuerwerker Anton Stuwer machte mit seinen Feuerwerken im Prater solches Glück, daß der jubelnde Beifalls-Ruf: „Bravo, Stuwer!“ von den alten Wienern auf Alles übertragen wurde, was ihnen gefiel. Selbst heut zu Tage hört man noch zeitweilig diese sonderbare Redensart.

Wir werden bald Gelegenheit haben, dieses Urtheil als unrichtig nachzuweisen.

Herr Totzenauer rieb sich vergnügt die Hände, als Eidam und Tochter die versprochene Jause brachten und vor ihm auf den Tisch stellten.

Während Koloman einschänkte, sagte die Wirthin:

„Der Herr Vater muß schon verzeihen, — aber die Sali und die Hanni sind allein in der Küche und wenn die Frau nicht dabei ist, so geht's um und um nicht zusammen."

„Ja, ja," erwiderte der wieder gemüthlich gewordene alte Herr, „geh' nur, geh', wir brauchen Dich nicht mehr, — 's ist ja Alles in der Ordnung, — ich habe nur noch ein paar Worte mit Deinem Manne zu reden."

„Aber nicht mehr streiten!" rief die ebenfalls sich ganz glücklich fühlende junge Frau, in ihre Küche enteilend, während der alte Herr sein Taschenmesser hervorzog, ein Stück Brot abschnitt, sich das Selchfleisch auf dem Teller in kleine Stücke zerlegte und endlich den Wein kostete.

„Na, wie schmeckt der Nußberger, Herr Vater?" fragte der Wirth.

„Bene, optime, gut, sehr gut," erwiderte der gewesene Seifensieder, der in der Zeit, wo er

noch als „äußerer Rath" beim Magistrate ausgeholfen, auch manch lateinisch Bröcklein erschnappt hatte, „'s ist nur Schade, daß uns von der Gottesgab' nicht viel bleiben wird."

„Was meint der Herr Vater?"

„Nun, die Franzosen requiriren allen Wein, der nur aufzutreiben ist und geben Bons dafür. Wer die zahlen wird, weiß der liebe Gott! Die Blauen sagen zwar, die österreichische Regierung muß Alles zahlen, aber wo soll's denn die Regierung hernehmen, wenn die französischen Kassiere alles Geld wegnehmen, ja nicht einmal die Waisen- und Depositen-Gelder verschonen."

„O die Hunde! die vermaledeiten Hunde!" rief der Wirth vom „Häuserl am Rain," krampfhaft die Fäuste ballend. Sein Gesicht veränderte sich dabei vollständig und nahm, während alle Farbe daraus wich, einen wilden unheimlichen Ausdruck an.

Mit aufmerksamem Blicke beobachtete ihn der Alte; dann hob er das Glas und während er den Wein zu prüfen schien, fragte er:

„Der Herr Sohn möchte sich wohl an den Franzosen rächen?"

„Wie meint der Herr Vater?" fragte Koloman Schindler.

„Ich glaube, es wär' Euch angenehm, wenn Ihr den Franzosen all' das Herzeleid, das sie Euch angethan, heimzahlen und es ihnen wieder vergelten könntet?"

„O zehnfach, tausendfach, hunderttausendfach! In der Nacht träumt mir davon und wenn ich erwache, grüble ich nach, was ich ihnen für Martern anthun möchte, wenn ich so könnte, wie ich wollte. Bei den Füßen aufhängen, Riemen aus der Haut schneiden und die Wunden mit Pfeffer und Salz reiben, sie in siedendes Oel werfen, das ist mir noch viel zu wenig. Da bin ich auf was gekommen, was mir recht wäre. Ich ließe den Kerl in einen eisernen Käfig stecken, und er müßte die Hand hinaushalten, — auf diese Hand ließe ich dann ein paar hungrige Löwen oder Leoparden los, daß diese ihm das Fleisch von den Knochen der Hand wegfräßen und nichts übrig bliebe, als das blutige Bein. Dann ließe ich den Kerl heilen und wenn er geheilt wäre, müßte die andere Hand daran kommen, dann eben so ein Fuß nach dem andern, — Monate lang sollte er leiden, bis ich endlich die Bestien über ihn losließe, daß sie ihm das Herz aus dem Leibe rissen."

Man sieht, der schwache Gemüthsmensch konnte auch recht ungemüthlich boshaft werden. Dieser

anscheinende Widerspruch ist im Charakter des Oesterreichers nichts Seltenes.

Der alte Totzenauer war erstaunt; von dieser Seite hatte er seinen Eidam noch gar nicht gekannt, halb lachend halb schaudernd sagte er:

„Der Herr Sohn wäre ja ein prächtiger Schinderknecht! Ich glaube, er wäre im Stande, wenn ihm Einer von jenen Franzosen-Hunden in die Hände fiele, denselben lebendig zu begraben."

„Lebendig — begraben?! ja das wäre was Appartes," sprach Koloman Schindler, jede Silbe langsam betonend, „ich hab mir schon als Bub' nichts Gräßlicheres und Grauenhafteres denken können, als lebendig begraben zu werden. Folglich müßt es einem Andern eben so sein, und wenn nun dieser Andere eben mein Todfeind wäre, — doch warum fragt denn der Herr Vater so?"

„Habt Ihr jemals etwas von der sicilianischen Vesper gehört?" fragte Totzenauer.

„Nein," antwortete der Bauernsohn treuherzig.

„Die Franzosen hatten einmal Sicilien erobert, so ein wälisches Königreich ist," erzählte der vielbelesene Thorwartl vom „blauen Herrgott", „und in diesem Lande trieben sie's gerade wie jetzt bei uns, nahmen sich, was ihnen gefiel, mißhandelten

die Männer und entehrten die Weiber und Mädchen."

„O die Schandkerle! die erbärmlichen Schurken!"

„Aber die Sicilianer nahmen's nicht so gutwillig hin, wie wir Oesterreicher, — sie redeten sich zusammen und eines Abends als ein Franzose sich auf offener Straße gegen eine vornehme Dame eine handgreifliche Frechheit erlaubte, stieß ihn ihr Verlobter nieder, man gab das Zeichen mit der Vesperglocke und alles Volk fiel über die Franzosen her und ermordete Jeden, der das Wort „Ciceri" nicht aussprechen konnte."

„Bravo! bravissimo!" jubelte der Wirth vom „Häuserl am Rain."

„Und glaubt der Herr Sohn, daß das in Wien nicht möglich wäre, was damals in Palermo geschah? — so heißt nämlich die sicilianische Stadt, wo das Franzosen-Morden seinen Anfang nahm."

„Käm's nur dazu!" sagte Koloman Schindler dumpf, „ich wäre der Erste dabei."

„Das habe ich nur wissen wollen," entgegnete der alte Thorwartl näher rückend, „so vernehmt denn: Es bereitet sich was vor in der Stadt. Die Franzosen sind geschlagen — der Erzherzog verstärkt seine siegreiche Armee durch Zuzüge aus Böhmen und Mähren, selbst aus Deutschland, aus

Sachsen und Preußen eilen junge Leute aus purem Franzosenhaß unter die österreichischen Fahnen. Erzherzog Johann rückt mit der ungarischen Insurrection von Raab auf der Fleischhackerstraße gegen Wien vor. Wenn die Oesterreicher vom Prater und von St. Marx her die Stadt angreifen, werden die Franzosen ihre Leute auf den genannten Punkten brauchen. Josefstadt, Alsergrund, Thury, Althan, Lichtenthal und Rossau werden vom Feinde leer sein und in dieser Gegend wird der Aufstand losbrechen. Bei den Serviten und bei den Minoriten in der Alserstraße wird Sturm geläutet, wir fallen über die paar zurückgebliebenen Franzosen her, erschlagen sie, nehmen ihnen die Waffen weg, und während die Erzherzoge den französischen Hahn beim Kopf und Kragen packen, reißen wir ihm den Schweif aus."

Dieser tolle Plan, den der alte Oesterreicher mit wahrer Sieges-Gewißheit seinem Schwiegersohne vordemonstrirte, existirte wirklich, und nur die verlornen Schlachten von Raab und Wagram, die beide Erzherzoge zum Rückzuge zwangen, verhinderten die Ausführung desselben; der verfrühte Exzeß im Lichtenthal, den wir erzählen werden, liefert die Bestätigung der historischen Thatsache.

Koloman Schindler war Feuer und Flamme für den Plan. D'reinschlagen, — mit der wuchtigen Faust sich an Denen rächen, die ihm sein eheliches Glück vernichtet hatten, das war so ganz nach seinem Geschmacke und je blutiger es dabei herging, desto mehr entsprach es dem Geschmacke des ehemaligen Kirchtag-Raufers.

„Der Herr Vater hat mir da ein Licht aufgezündet,' sagte er, „das mir auf dem Weg leuchten soll, den ich einschlagen muß, um diesen Franzosen-Hunden zu zahlen, was ich schuldig bin. Hier meine Hand darauf, — die Leute im Lichtenthal und am Wasser (an der Donau) können auf mich rechnen. Und mein Hansel, der Hausknecht, geht auch mit, — 's ist ein fester Bursch und haut zu für zehne. Er hat auch die Blauen im Magen und wenn ich ihm sage, — es gilt die Franzosen zu klopfen, so wird er mir närrisch vor lauter Freude."

„Recht so," sprach Herr Jakob Totzenauer, „werbt unter Euren Freunden, sucht Männer aus, welche Kraft und Kurasche besitzen. An Waffen wird's uns nicht fehlen, — theils sind noch genug in den Häusern versteckt, theils werden wir sie von den uniformirten Bürgern bekommen, welchen sie der Franzosenkaiser gelassen hat, weil sie wie Anno Fünfe mit den Blauen gemeinsam die Patrouillen

besorgen. Wann geht das Geschäft am schwächsten bei Euch?"

„Vormittag, gegen Essenszeit, Herr Vater."

„Nun, da mach' sich der Herr Sohn morgen los und komm' Er zu mir hinein, — ich will Ihn mit den Leuten bekannt machen, die an der Spitze des Unternehmens stehen. Wenn's gelingt, ist die Salvator-Medaille dabei zu holen," setzte der in seinen alten Tagen noch immer ehrgeizige Pfründner hinzu.

„Die verlang' ich mir nicht," murmelte Koloman düster, „aber einen solchen Franzosen-Hund mit eigener Hand zu erwürgen, das soll mir ein Gaudium sein."

„Chacun à son goût, Jeder nach seinem Geschmacke," sprach der alte Seifensieder, der trotz seines Franzosenhasses von Zeit zu Zeit nicht ungern ein französisch Bröcklein los ließ, um zu zeigen, daß er in der Zeit, wo er noch nicht ahnte, einst Portier beim „blauen Herrgott" zu werden, den gebildeten Kreisen angehört hatte. „Doch nun habe ich den Herrn Sohn lang genug von seinem Geschäfte abgehalten, — auch ist's Zeit, daß ich heimgehe, — also b'hüt' Gott, Herr Schwiegersohn."

Und Herr Totzenauer machte sich zurecht, drückte seinem Eidam ausgesöhnt und befriedigt die Hand

und trat, nachdem er auch seiner Tochter Lebewohl gesagt, mit sich höchlich zufrieden den Heimweg an.

Koloman Schindler aber kehrte in die Wirthsstube zurück, wo inzwischen der Hansl seine Stelle vertreten und als er diesen wieder in den Keller schickte, nahm er ihn zuvor am Arme und flüsterte ihm in's Ohr:

„Hansel, ist ein Verlaß auf Dich?"

„Kann schon sein, wenn ich nur weiß, was ich zu thun habe," meinte der Hausknecht.

„Die Franzosen sollen überfallen und erschlagen werden, — bist Du dabei?"

Statt aller Antwort nahm der Hausknecht das große Messer, das zum Schneiden von Brot und Käse auf dem Schänktische lag, umklammerte es krampfhaft und führte ein paar Stöße in die Luft.

„Just so wie ich," sagte der Wirth, „und hast Du Bekannte, die eben so denken, wie wir zwei?"

„Mein Bruder, der Maurer und sein Nebengesell, der Czihak."

„Red' mit ihnen, sie sollen trinken, was sie wollen, — vielleicht kommen sie heute ohnehin."

„Kann schon sein; — auf uns Drei kann sich der Herr verlassen. Man munkelt überall, daß es bald los gehen soll; — lieber heut', als morgen."

Und damit verschwand der Hansl wieder im Keller.

3. Kapitel.

Verspätete Mutterliebe.

In ihrem prachtvollen Palais in der Kärntnerstraße ging die Gräfin Unteil-Sarmage gedankenvoll auf und nieder. Die Dame, eine Witwe, welche die verhängnißvolle Zahl fünfzig in ihren Lebensjahren bereits überschritten hatte, sah gleichwohl noch hoch, stolz und stattlich aus. Sie war nach dem Geschmacke der damaligen Zeit gekleidet, das heißt die Robe ging enganliegend bis unmittelbar unter den Busen, über dem sich ein Fichu von Brüßler-Spitzen kreuzte; auf dem à la Corinna frisirten Haare saß ein weißseidener Hut von der Form und der Größe einer Braten-Schüssel, von dem eine Feder kerzengerade emporstand. Wenn heutzutage die reizendste und beliebteste Schauspielerin auf einem unserer Theater in einem solchen Aufzuge aufträte, so würde sie mehr Gelächter erregen als der populärste Komiker; auf der Gasse würden ihr große und kleine Maulaffen unter Jubel und Gejohl nachlaufen, und doch war die Dame nach der letzten Pariser Mode gekleidet, ein Beweis, daß es keinen lächerlicheren, boshafteren Tyrannen gibt, als die Mode, welche den gesunden Menschen-

Verstand also zu terrorisiren weiß, daß man heute das als ästhetisches Ideal erklärt, was zwanzig, dreißig, fünfzig Jahre später als der Inbegriff des Unschönen und Geschmacklosen verhöhnt und verlacht wird.

Die Dame hatte irgendwo eine Visite zu machen; denn vor dem Thore des Palais stand ihr Staatswagen und sie ging in großer Ungeduld und Aufregung hin und her; offenbar erwartete sie Jemand.

Endlich trat der Ersehnte ein; es war ein altes aber lebhaftes Männchen, mit gepudertem Haare und einem Zöpfchen, in Allem und Jedem zeigte sich bei ihm jenes geschniegelte, hofmännische, aristokratisch thuende Wesen, welches den echten französischen Kammerdiener des vieux régime charakterisirte.

„Nun, Thierry?" rief ihm die Gräfin voll Ungeduld entgegen.

Mit einer Verbeugung, um die ihn ein Tanzmeister beneidet haben würde, erwiderte der Kammerdiener:

„Gnädige Gräfin, — es ist so, — wie ich vermuthete."

„Haben Sie ihn selbst gesehen?"

„Gesehen und gesprochen."

„Wie sieht er aus, — wem sieht er ähnlich?“

„Er ist zu schön, um seinem Vater ähnlich zu sehen.“

„Ah!“ machte die Gräfin, ohne dieses pikante Compliment Thierry's der mindesten Aufmerksamkeit zu würdigen, — „Sie meinen also, daß Henri mir ähnlich sieht?“

Der Kammerdiener verneigte sich schweigend.

„Und der arme Junge befindet sich?“ fuhr sie fort.

„In der Lobau, auf Vorposten,“ erwiderte Thierry, „wo man sich jede Stunde eines Angriffes der Oesterreicher versieht.“

„Es wäre entsetzlich! — er muß aus dem Militär-Verbande losgemacht werden. Ich fahre auf der Stelle zum Kaiser nach Schönbrunn.“

„Gnädige Gräfin, vergessen Sie nicht, daß Seine Majestät der Kaiser der Franzosen in Allem, was seine Soldaten anbelangt, ganz eigenen Ansichten huldigt.“

„Ueberflüssige Bemerkung!“ erwiderte die Gräfin mit dem ganzen Hochmuthe jener alten Aristokratie, die in fünfzehn Revolutions-Jahren nichts gelernt und nichts vergessen hatte, „es versteht sich von selbst, daß ein Parvenu, der es durch die Bajonnete seiner Soldaten bis zum Kaiser ge-

bracht hat, auf diese bewaffneten Marionetten große Stücke hält. Uebrigens ist er im Herzen aristokratisch, das beweist der Orden, den er gestiftet, das beweist das Wappen, das er seinem über Nacht entstandenen Kaiserthum gegeben, — endlich ist er galant gegen Damen, die zu ihm bitten kommen. Er hat der Gräfin Hatzfeld das Leben ihres Gatten geschenkt, der doch des Hochverrathes und Einverständnisses mit dem Fürsten Hohenlohe angeklagt war und eben vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Was ich verlange, ist ja weit weniger, — ich begehre nur die Person eines jungen Soldaten, der sich bereits in der Schlacht bei Eßlingen tapfer gerauft hat, und dessen Leben ich nicht in einer zweiten Schlacht preisgegeben wissen will. Voilà tout!"

Und damit band die Dame vor einem Spiegel die breiten Bänder ihres Schüsselhutes zu einer malerischen Masche.

Thierry verneigte sich schweigend, er wußte, daß jeder weitere Versuch, die Gräfin von ihrer Fahrt nach Schönbrunn zurückzuhalten, fruchtlos sein würde.

„Wie heißt das Corps, bei dem er steht?" fragte sie, „ich bin so vergeßlich."

„Augereau, — Voltigeurs de la Garde, — siebentes Bataillon, — zweite Compagnie."

„Schreiben Sie mir's doch lieber auf, Thierry,

— wenn ich mich vor dem Kaiser blamirte, indem mich in seiner Gegenwart mein Gedächtniß im Stiche ließe, — es wäre abominable."

Der Kammerdiener beeilte sich, das Verlangte auf eine Karte zu schreiben und diese der Gräfin zu überreichen, welche das Geschriebene durchflog und dann fragte:

„Was steht denn da am Schlusse? „Grain-Bonbon"? was heißt das?"

„Es ist der Soldaten-Name, mit dem Herr Henri von seinen Kameraden gerufen wird," erwiderte der Kammerdiener, „die Soldaten der großen Armee haben alle solche Spitznamen, Einer heißt Croque-miton, der Andere Sabre-Tâche, der Dritte —"

„Schon gut, schon gut, Thierry, — wie gemein, wie albern, meinen Sohn Grain-Bonbon zu nennen! Fi donc!"

Und die Gräfin ging nach der Thüre, welche der Kammerdiener weit aufriß, um die interessante Erscheinung hinausrauschen zu lassen.

Die Frau Gräfin Julie Antoinette Hortense Unteil-Sarmage stieg in den Wagen; hinten auf sprangen zwei Bediente in reich galonirter aber höchst geschmackloser Livree und fort ging's nach Schönbrunn.

Wie unsere Leser wohl schon bemerkt haben, handelte es sich um einen Sohn der Gräfin, der kein rechtmäßiger, sondern ein Kind der Liebe war. Sollte man vielleicht darüber staunen, daß die Gräfin mit ihrem Kammerdiener so ungescheut über dieses zarte Geheimniß sprach, so müssen wir darauf erwidern, daß die Kammerdiener der französischen Adelsgeschlechter von jeher in die Mysterien jener Familien eingeweiht waren, in denen sie wie alte Möbel sich forterbten, daß sie sich durch Verschwiegenheit, Treue und Ergebenheit, die bis zum Tode reichte, von Dienstboten gewöhnlicher Sorte himmelweit unterschieden, und daß in unserem speciellen Falle gerade Thierry derjenige gewesen, der in der Liebesgeschichte der Gräfin, der dieser Sohn sein Dasein verdankte, eine wichtige Rolle gespielt hatte.

Während die Equipage der Gräfin auf der staubigen Straße nach Schönbrunn dahin rollt, wollen wir diese Liebes- und Leidensgeschichte kurz erzählen.

Der Graf Unteil-Sarmage, Belgier von Geburt und einer jener geriebenen Diplomaten aus der alten Kaunitz-Schule, die damals für das Muster von staatsmännischer Weisheit galt, war kein junger Herr mehr, als er in Paris, wo er auf

kurze Zeit die Stelle des österreichischen Gesandten vertrat, das schöne Fräulein Julie Antoinette Hortense de Barbeci kennen lernte, welche einer uralten aber blutarmen Familie der Provence angehörte. Die schöne Hortense, welche trotz ihrer Schönheit ohne Mitgift vielleicht in ein Kloster hätte gehen müssen, griff mit beiden Händen zu, als der österreichische Diplomat, der fast ein Fünfziger war, ihr einen Heirats-Antrag machte, der um so glänzender sich gestaltete, als der hochgeachtete Staatsmann obendrein reich und in seiner zweiten Heimat Oesterreich begütert war, so wie er auch in Wien ein prachtvolles Palais in der Kärntnerstraße besaß.

Ohne ihn zu lieben, folgte die schöne Hortense doch mit Freuden dem alternden Grafen zum Altare, und die ersten Jahre ihrer Ehe, die im Jahre 1786 geschlossen wurde, gehörten entschieden zu den glücklichen.

Da kam das Jahr 1788 und jenes dumpfe Grollen, welches der französischen Revolution vorher ging, ward immer lauter und lauter. Die Grundsätze von Menschenrecht und Menschenwürde, wie sie Jean Jaques Rousseau den Völkern gelehrt, wurden Mode-Thema im Salon, Schlagworte auf der Bühne; ganz Paris schwärmte für die sociale

Reform. Die Frau Gräfin Unteil-Sarmage mit ihrer altadeligen Erziehung, ihren schroffaristokratischen Anschauungen perhorreszirte diese Neuerungen und besuchte kein anderes Theater als die Comédie française, wohin die liberale Phrase noch nicht gedrungen war und wo man die Musterwerke Corneille's, Racine's, Molière's und Crebillon's noch in derselben pedantischen Form, wie in den Tagen Ludwig's XIV. aufführte.

Um diese Zeit wurde der Graf nach Schweden beordert, um dort provisorisch die Stelle des österreichischen Gesandten zu übernehmen. Es war im Spätherbste, die Gräfin kränkelte ein wenig, und der neue Gesandte wagte nicht, die leidende Frau den Strapazen der Reise und dem unwirthlichen Klima Skandinaviens auszusetzen, nahm zärtlichen Abschied von ihr und reiste allein nach Stockholm mit jenem unbedingten Vertrauen, welches ältere Ehemänner immer gegen jüngere Frauen zeigen. Gleichzeitig bat er sie, sich doch in Paris recht gut zu unterhalten, bis er zum nächsten Frühjahre sie nachkommen lassen würde.

Gräfin Hortense blieb also allein in dem Babel an der Seine und — langweilte sich.

Ein geistreicher Schriftsteller hat gesagt, die Schlange, welche Eva im Paradiese verführte, sei

entschieden die Langeweile gewesen. Wir glauben, daß er Recht hat.

Nur aus Langeweile fuhr die Gräfin tagtäglich in die Comédie française, nur aus Langeweile bemerkte sie es, daß der jugendliche Heldenspieler Theophile Argout seine feurigsten Blicke, seine rührendsten Tiraden nur gegen die Loge richtete, in welcher die schöne, junge Gräfin immer ganz allein saß; nur aus Langeweile applaudirte sie, wenn Argout abwankte oder abraste, — die tiefste Verbeugung des mit Beifall Ueberschütteten galt ihr, — aus Langeweile erwiderte sie seine Blicke, aus Langeweile las sie den ersten Liebesbrief, den er ihr schrieb, aus Langeweile beantwortete sie den zehnten, in welchem er drohte, er werde sich das Leben nehmen, wenn sie ihm nicht erlaube, sich ihr vorzustellen, — aus Langeweile gestattete sie ihm eine Zusammenkunft im Tuilerien-Garten und vierzehn Tage später — langweilte sich die Gräfin Hortense nicht mehr.

Der Kammerdiener Thierry, welchen Fräulein Barbecy aus ihrer Heimat, der Provence, mitgebracht hatte, merkte nur zu bald, wie er daran war; allein er hing viel zu sehr an seiner Gebieterin und kannte das heiße provençalische Blut viel zu gut, um einer Leidenschaft entgegen zu treten, die

um so ungestümer auftrat, als die schöne Hortense noch nie geliebt hatte. Thierry stellte sich nun die einzige Aufgabe, die Zusammenkünfte der Verliebten zu vertuschen, wenigstens die Ehre des Hauses vor der Welt zu retten und seinen abwesenden Gebieter nicht den boshaften Mäulern der Pariser preiszugeben.

Es gelang ihm vollkommen, — Niemand hatte eine Ahnung von der geheimen Liaison der Strohwitwe des Grafen Unteil-Sarmage mit denn jugendlichen Helden des Theaters; — und als der Zustand der Gräfin ein solcher ward, daß dem doch ein aufmerksamer Beobachter durch einen rückwärts zählenden Calcül den Fehltritt der jungen Gattin hätte herausrechnen können, da projectirte Thierry eine Reise in's südliche Frankreich; dem Grafen schrieb Hortense nach Stockholm, daß ihr die Heimatluft zur Herstellung ihrer Gesundheit unumgänglich nothwendig sei, die Erlaubniß wurde natürlich nicht verweigert. Nur von einem ergebenen Stubenmädchen und von dem treuen Thierry begleitet, reiste die Gräfin nach Avignon und von da nach Drapuignon am Fuße der Alpen, wo sie auf einem einsamen Pachtgute im Gebirge nach einigen Monaten eines Knaben genas, der in der Kirche Notre-Dame de Mi-Bocage auf den Namen Henri

Argoût getauft und der Pächterin übergeben ward, welche ebenfalls ein säugendes Kind besaß und dem kleinen Henri die erste Lebens-Nahrung reichte, während die Mutter, nachdem sie ihre ergebene Nanette als Wächterin bei dem Knaben zurückgelassen und sie, sowie die Leute auf dem Pachthofe reichlich bezahlt hatte, nach der Hauptstadt zurückkehrte.

In Paris hatte sich inzwischen so Manches verändert. Immer lauter war der Ruf nach freiheitlicher Gestaltung, nach einer Verfassung. — Das Jahr 1789 sollte eine neue Aera in der Geschichte der Menschheit beginnen Auch das Theater hatte seine kleinen Revolutionen und bei der Comédie française war eine Schauspielerin engagirt worden Mlle. Eglantine Desboyers, die erst siebzehn Jahre alt, ohne Prüfung, blos durch die Allgewalt ihres Talentes in das Allerheiligste des ersten französischen Theaters gekommen war. — Held Argout hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in die n eniger schöne, als pikante Desboyers zu verlieben und als Gräfin Hortense von ihrer Gesundheitsreise aus dem Süden zurückkehrte, fand sie ihren feurigen Anbeter, den Vater ihres Kindes, mit dem sie von Drapuignon aus fleißig correspondirt hatte, in den Armen einer pfiffigen Kokette. So sehr dadurch auch einerseits die Eitelkeit des Weibes ver-

letzt ward, so wurde doch andrerseits das Ehrgefühl der Gattin rege, ihr Stolz gebot ihr jede Beziehung mit dem perfiden Comödianten abzubrechen, — die Briefe, die er ihr schrieb, beantwortete sie nicht mehr, bis auf einen, in welchem Argout, der abgesehen von seinen Liebes-Affairen ein honneter Mann war, gebieterisch seinen Sohn von ihr verlangte und im Falle, als man ihm denselben verweigerte, mit einem Skandale drohte.

Thierry vermittelte auch hier; er machte der Gräfin begreiflich, daß es jedenfalls besser sei, wenn das Kind seinem Vater übergeben werde, das Geheimniß würde dadurch noch besser bewahrt und der Knabe weit besser erzogen werden, als wenn er in den Händen provençalischer Bauersleute bliebe. Gräfin Hortense willigte endlich ein, der Knabe wurde im Alter von 3 Monaten nach Paris gebracht und seinem Vater übergeben. Argout, welcher dem Grundsatz huldigte, daß ein Schauspieler nie heiraten dürfe, damit sich alle Frauen und Mädchen von der letzten Gallerie bis zum ersten Logen-Range ungenirt in ihn verlieben können, besaß eine alte Wirthschafterin, die den Knaben auf- und verzog. Die Gräfin machte keinen Versuch mehr, sich ihrem Kinde zu nahen und Théophile Argout, der in komödiantischer Eitelkeit nur nach

Eroberungen trachtet, flatterte von Blume zu Blume, in welcher interessanten Beschäftigung ihn nicht einmal der Ausbruch der Revolution hinderte.

Der Frühling war inzwischen gekommen, auch der Sommer, allein die Gräfin reiste nicht nach Stockholm, weil ihr Gatte sie in seinen Briefen fortwährend bat, ihre Abreise zu verschieben, da es möglich sei, daß er abermals und definitiv versetzt werde und er das unnöthige Herumreisen seiner zarten Gattin ersparen wolle.

Der Diplomat hatte richtig combinirt; zum Herbste ward er in's Staats- und Conferenz-Ministerium nach Wien berufen, Kaiser Josef II. wollte den tüchtigen und freisinnigen Staatsmann in seiner Nähe haben; — während er Stockholm verließ, reiste die Gräfin von Paris ab und in Wien trafen die beiden Ehegatten, die sich weit über ein Jahr nicht gesehen hatten, wieder zusammen und bezogen das gräflich Unteil-Sarmage'sche Palais in der Kärntnerstraße.

Zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß die erste Verirrung der schönen Hortense auch ihre letzte blieb, und daß sie in Wien allgemein als das Muster einer braven Hausfrau, einer treuen Gattin galt, obwohl es auch in der Stadt an der schönen blauen Donau nicht an Roués aus dem

Civil- und Militär-Stande fehlte, die der jungen Frau gerne den Hof gemacht hätten; ja als sie im Jahre 1803 Witwe wurde, bekam die noch immer hübsche Gräfin ein Halbdutzend Heirats-Anträge, die sie jedoch zurückwies und fortan mit Würde in ihrem Palais in der Kärntnerstraße oder auf ihrer Villa in Hacking lebte.

Die Geschichte aus dem Jahre 1788 erschien ihr fast nur mehr wie ein Traum, — als sie auf eine eigenthümliche Weise daran erinnert wurde; ihre Landsleute marschirten Anno 1809 nach Oesterreich.

Die Franzosen waren in Wien eingerückt, — die Villa in Hacking, wohin sich die Gräfin geflüchtet hatte, um dem Bombardement der Stadt zu entgehen, ward nach der Capitulation mit täglich wechselnder Einquartierung belegt, so daß die aristokratische Frau, um nur dem Trouble zu entgehen, in die Stadt zurückkehrte, wo man ihr zwar auch ein Dutzend Officiere in's Palais legte, aber wenigstens ihre Appartements ihr zu eigenem Gebrauche ließ. Am zweiten Tage nach ihrer Rückkehr stellte sich ihr ein französischer Officier vor, der ihr einen Brief übergab, sich schweigend verneigte und verschwand.

Erstaunt öffnete sie das Schreiben, ihr Blick fiel auf die Unterschrift und sie erschrak, denn es

war die des Mannes, den sie allein geliebt und der sie so schmachvoll betrogen hatte. Er schrieb:

„Frau Gräfin!

„Ein und zwanzig Jahre sind seit einer Zeit vergangen, die Sie jedenfalls nicht ganz vergessen haben. Mein Sohn, — ich wage nicht zu sagen, — unser Sohn, zog mit der Armee des Kaisers nach Oesterreich, er wird vielleicht nach Wien kommen, — vielleicht als Verwundeter, als Kranker, als Krüppel! — Nur für diesen Fall flehe ich Sie an, den armen Henri, der mein einziges Glück ist, nicht ohne Hilfe zu lassen. Die Pflege einer Mutter kann vielleicht sein Leben retten, — fremde Hände sind der Tod. Sie sind Witwe, wie ich weiß, — Wien soll eine wohlthätige Stadt und seine Bewohner sollen herzensgute Menschen sein, — man wird es auch einer Grafen-Witwe nicht übel nehmen, wenn sie an's Krankenbett eines Kriegers tritt, der tapfer und brav gefochten hat, denn brav und tapfer ist unser Henri, ich bürge für ihn. Er hat keine Ahnung, wer seine Mutter ist, er glaubt dieselbe gestorben. Capitän Lavisson von den Voltigeurs der Garde, der Ihnen diesen Brief übergibt, hat den Auftrag sich sofort zurückzuziehen, — wenn Sie aber nach ihm schicken, so

wird er mir nach Paris schreiben und ich werde daraus entnehmen, daß Sie meinen Sohn nicht ganz aus Ihrem Herzen verstoßen haben. Um Verzeihung flehend für das, was ich an Ihnen gefehlt und meinen Henri noch einmal Ihrem Wohlwollen empfehlend bleibe ich Ihr ergebener

Théophile Argout."

Dieser Brief brachte in den Gefühlen der Gräfin eine gewaltige Revolution hervor.

Die Brust der alternden Frau hob sich mit einem seit Jahren nicht mehr gekannten Entzücken bei dem Gedanken, daß sie ja noch immer Mutter sei, daß sie einen Sohn besitze, in der Blüte seiner Jugend, hold und schön vielleicht, und daß ihre letzten Lebensjahre durch die Liebe eines Kindes verschönert werden könnten.

Der Gedanke diesen Sohn sehen, umarmen zu können, brachte sie außer sich, sie vergaß auf alle Schranken der Convenienz, auf alle Rücksichten, die sie ihrem Stande schuldig war, da sie doch in Wien seit Jahren als kinderlose Frau und Witwe gegolten hatte, sie wollte nur ihren Sohn haben, alles Andere kümmerte sie nicht.

Allein die etwas komödienhafte, affectirt romantische Weise, in welcher Herr Théophile Argout durch den Capitän Lavisson den Brief an seine

Jugendliebe befördert hatte, blieb nicht ohne unangenehme Folgen. Der Capitän hatte dem Kammerdiener Thierry allerdings sein Quartier genannt, das sich in einer Seitengasse der Leopoldstadt befand; als jedoch die Gräfin Unteil-Sarmage ihrem alten Vertrauten den Brief Argout's mitgetheilt hatte, und ihrem Thierry den Auftrag gab, nach der Leopoldstadt zu eilen, um dem Capitän Lavisson die Weisung zu geben, er möge sofort an Théophile Argout nach Paris schreiben, daß die bewußte Dame für seinen Sohn alles Mögliche thun werde, da war es bereits zu spät. Der Aufmarsch zum Donau-Uebergange aus der Lobau hatte eben begonnen. Capitän Lavisson mußte bei seiner Heimkehr sofort mit seinem Regimente abmarschiren und der alte Kammerdiener fand den französischen Officier nicht mehr in seinem Quartiere, — jeder Versuch, ihn im Lager zu finden, war umsonst. — Die Franzosen ließen Niemand zur Tabor-Linie hinaus oder in den Prater hinab. Selbst sein gutes Französisch nützte dem alten Kammerdiener nichts, als daß er etwas höflicher zurückgewiesen wurde.

Diese fatalen Nachrichten brachte Thierry der Gräfin, die arme Frau mußte die Todes-Angst ausstehen, ihren Sohn in der Schlacht zu wissen, die zwei Stunden weit von Wien geschlagen wurde

vierzehn Tage vergingen, bevor ihr Thierry, der Unermüdliche, die sichere Nachricht brachte, daß wohl Capitän Lavisson bei Eßlingen gefallen, Henri Argout aber unversehrt aus der Schlacht zurückgekommen sei, — und abermals acht Tage lief der alte Kammerdiener aus einer Vorstadt in die andere, von einem Bataillons-Commando zum andern, bis es ihm endlich gelang, das Corps des Gesuchten zu erfragen und ihn selbst bei den Vorposten in der Lobau aufzufinden, wie er es der Gräfin berichtet hatte, die sich in Ungeduld und Sehnsucht nach dem unbekannten Sohne verzehrte.

Man sprach in Wien allgemein davon, daß es bald zu einer zweiten Schlacht kommen müsse, fürchterlicher als die von Aspern. Sollte sie noch einmal die Angst, die Qual durchmachen, welche sie während den blutigen Pfingsttagen ausgestanden, an denen man sich bei Aspern schlug? Lieber wagte sie das Aeußerste und ging zum Kaiser.

Der Wagen hielt im Schloßhofe zu Schönbrunn. Kaiser Napoleon bewohnte dasselbe Schloß, in welchem später sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, sterben sollte. Noch zeigt man die Zimmer, in welchen der Dictator der Welt sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, den Spiegel, in welchen er in einer Anwandlung von Zorn die goldene Dose

geworfen, die Stelle, an welcher Staps festgenommen wurde, der durch die Ermordung des Corsen die Welt befreien und Deutschland rächen wollte.

Die Equipage mit der glänzenden Livrée passirte anstandslos die Thorwachen, — da die Dame überall, wo es einen Anstand gab, im reinsten Französisch intervenirte, so hielt man sie für die Frau eines Generals oder sonstigen Großwürdenträgers des französischen Hofstaates und sie gelangte ungefährdet an den Fuß des Perrons und über die Treppe in den großen Saal, wo eine Unzahl von Generälen, Obersten und Adjutanten aller Waffengattungen versammelt waren, untermengt mit Herren im schwarzen Fracke und in Wiener Bürger-Uniformen, die alle auf den Wink des gewaltigen Imperators warteten, der durch sie die Massen lenkte, die vor ihm zitterten, ein erhebendes aber auch für die Menschheit demüthigendes Schauspiel.

Das Erscheinen einer Dame erregte in diesem Kreise einiges Aufsehen; doch trat man ihr mit französischer Galanterie und Ritterlichkeit entgegen, um so mehr als man an ihrer Aussprache die Landsmännin erkannte. Sie trug den Herren ihr Begehren vor, — man zuckte die Achseln, deutete darauf hin, daß der Kaiser nur sehr wenige Audienzen bewillige, am wenigsten solche für Damen, — man

wage es nicht, Seine Majestät zu incommodiren, allein die Gräfin appellirte mit solcher Energie an die Liebenswürdigkeit ihrer Landsleute, daß endlich der ritterliche Davoust sich erbot, hineinzugehen und die Dame zu melden.

Nach wenigen Augenblicken kam er zurück und rief:

„Meine Herren, staunen Sie, Seine Majestät hat mich nicht verschlungen, sondern mir huldvollst meine Bitte gewährt. Frau Gräfin treten Sie ein, ich gratulire Ihnen, Sie finden den Kaiser in rosenfarbner Laune.“

Davoust begleitete die Dame, die sich in den verbindlichsten Worten des Dankes erschöpfte, bis an die Thüre vor des Kaisers Cabinet, der Thürhüter, der schon verständigt war, öffnete die Pforte zum Tempel der Majestät und während die Gräfin Unteil-Sarmage eintrat, zog sich Davoust mit einer galanten Verbeugung zurück.

Kaiser Napoleon war wirklich in bester Laune. Die Schlacht bei Raab, welche drei Tage früher (am 14. Juni) Eugen und Macdonald über den Erzherzog Johann und den Erzherzog Palatin gewonnen, hatte ihn über Vieles beruhigt, was ihm früher schwer am Herzen gelegen. Die ungarische Insurrection, von deren Tapferkeit und wilder

Kühnheit so viel bramarbasirt worden war, hatte den ersten Stoß der Franzosen nicht ausgehalten und war gleich im Beginn des Kampfes in toller Flucht davon geeilt, 3000 Gefangene, 6 Fahnen und 4 Kanonen in den Händen der Franzosen zurücklassend. Nur die österreichische Reserve, aus deutschen Kerntruppen bestehend, hielt wacker Stand, deckte mit Eugen's Truppen handgemein geworden, die Flucht der Magyaren und zog sich dann selbst in guter Ordnung nach Komorn zurück. Auch die Besatzung des verschanzten Lagers an der Rabnitz, das von den Franzosen eingeschlossen worden war, schlug sich unter Feldmarschall-Lieutenant Mesko durch, vereinigte sich mit Chasteler und zog sich nach Komorn.

Soviel war gewiß, von den Ungarn hatte der Franzosen-Kaiser nichts mehr zu fürchten, Erzherzog Carl nichts mehr zu hoffen, auch wußte der Corse, daß die kaiserliche Familie durch den Krieg, der halb Oesterreich dem Feinde preisgab, sich sehr unglücklich fühlte, besonders die Kaiserin sollte ganz trostlos über das Elend sein, welches die getreuen Unterthanen ihres Gatten traf und man erzählte, Kaiser Franz habe ausgerufen: „Wenn mein Bruder Carl lieber gleich die Schlacht bei Aspern verloren hätte, so könnten wir doch schon Frieden machen.“

Daß der Kaiser auf den Sieger von Aspern

eifersüchtig gewesen, vor einem zweiten Siege des Erzherzogs Carl gezittert und befürchtet habe, das Volk werde den Helden von Aspern zum Kaiser ausrufen, sowie die Sage, Erzherzog Johann habe sich bei Raab absichtlich und auf Befehl seines kaiserlichen Bruders schlagen lassen, ist eben nichts als Geschwätz, das jeder historischen Begründung entbehrt. Doch bekamen diese Gerüchte neue Nahrung durch den Umstand, daß Erzherzog Carl unmittelbar nach dem Kriege sein Feldherrn-Amt niederlegte und nie wieder thätig in die militärischen Schicksale Oesterreichs eingriff, nicht einmal in den verhängnißvollen Jahren 1813, 1814 und 1815, wo man tüchtige Generäle doch so nothwendig brauchte.

Daß diese Gerüchte auch das Ohr des Franzosen-Kaisers erreichten, ist nicht zu bezweifeln, und er war froh darüber, denn sie taugten in seinen Kram, — da dieselben, ob nun der Zwiespalt in der kaiserlichen Familie Wirklichkeit oder Erfindung war, jedenfalls die Völker und die Armee noch muthloser, noch verzagter machen mußten.

So vereinigte sich Alles, um den Kaiser in jene zufriedene Laune zu versetzen, mit welcher er der tief sich verneigenden Gräfin Unteil-Sarmage entgegentrat.

Er trug den gewohnten historisch berühmten

grauen Rock, jedoch bequem aufgeknöpft, auch hatte er der Hitze wegen das Halstuch abgelegt, — seine beiden Hände ruhten auf dem Rücken, als er auf sie zutrat und halb ernst, halb scherzend sprach:

„Sie haben um eine Audienz angesucht, Madame, — ich habe Ihnen dieselbe bewilligt; fassen Sie sich kurz, Madame, — Frauen reden gern etwas weitschweifig, — das liebe ich nicht, mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich bin die Gräfin Unteil Sarmage, Witwe nach dem Grafen gleichen Namens, der als Diplomat vom Jahre 1782 bis 88 in Paris bei der österreichischen Gesandtschaft bedienstet war."

„Also eine Oesterreicherin jetzt, wenn auch nach der Sprache geborne Französin?"

„Ja, Sire."

„Und was verlangen Sie von mir, Gräfin?"

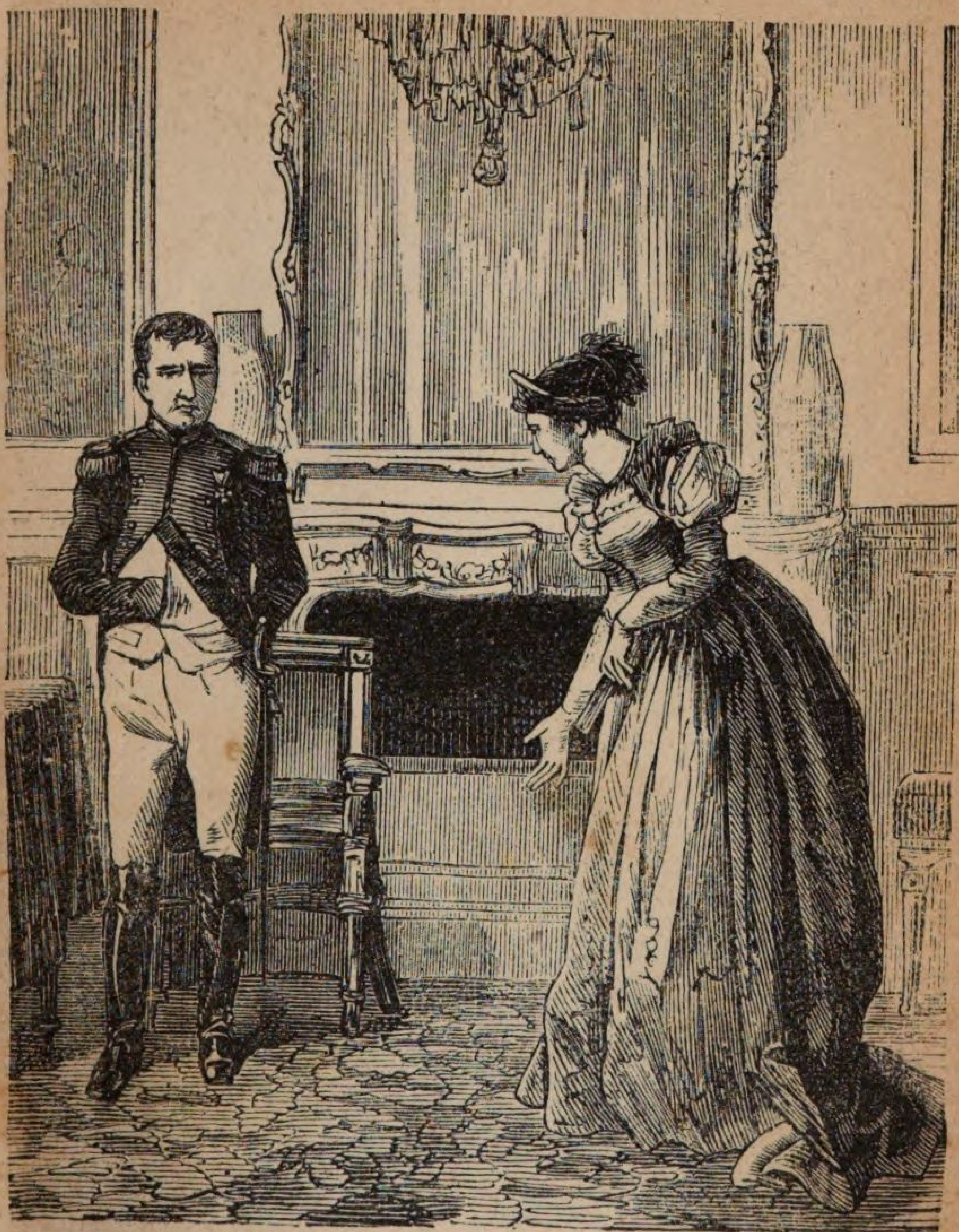
„Meinen Sohn, der in den Reihen Ihres siegreichen Heeres dient."

Der Kaiser trat einen Schritt zurück.

„Wie kommt der Oesterreicher unter meine Soldaten? ist er übergegangen?" fragte er.

„Nein, Sire, mein Sohn ist kein Oesterreicher, sondern ein Franzose," versetzte die Gräfin.

„Ein Räthsel. Wollen Sie mir die Lösung



Zur Seite 98.

rasch mittheilen. Ich habe weder Zeit noch Lust Charaden zu dechiffriren."

„Ich werde so reden, wie man eben nur einem solchen Manne gegenüber reden kann," sprach die Gräfin mit einer Entschlossenheit und einer Selbstverleugnung, die ihr Ehre machte, „mein Gemal, der Graf Unteil-Sarmage, wurde im Herbste 1788 nach Schweden geschickt, und ich, die ich in Paris zurückblieb, sah ihn fast anderthalb Jahre nicht. Leider benützte ich diese Zeit sehr schlecht, — ich ward meinem Gatten untreu, und die Frucht dieser Verirrung, mein Sohn Henri, blieb bei seinem Vater in Frankreich, — ich sah ihn niemals wieder; jetzt erst erfahre ich, daß er einer von Ihren Helden geworden. O geben Sie der armen Mutter, die bis jetzt kinderlos gewesen, ihren Sohn wieder."

Er ließ den Adlerblick auf ihr ruhen, etwas wie ein Schimmer von Wohlgefallen flog über den Marmor seines Antlitzes, dann sprach er:

„Sie sind aufrichtig, Madame, aber das gefällt mir. Wer den Muth hat, ein Unrecht zu begehen, muß auch den Muth haben, dessen Folgen zu tragen. Allein, was Sie von mir fordern, ist eine Unmöglichkeit. Hunderttausende von braven Müttern haben mir ihre legitimen Söhne in den Krieg mitgegeben, verstehen Sie, Frau Gräfin? —

ihre rechtmäßigen Söhne; sollen die natürlichen Kinder in meiner Armee etwa einen Vorzug vor den legitimen haben? Mit welchem Rechte kann ich Ihnen den Sohn geben, während tausende von Müttern ihren Kindern nachweinen, die ich — leider! — in den Tod führen muß?"

„Jene Mütter haben ihre Kinder geküßt, gesegnet, und wenn die Söhne fallen, so bleibt ihr Bild in der Mutter Brust und sie hängt Immortellen-Kränze an die Säule, die man dem Gedächtnisse der für's Vaterland Gestorbenen weiht. Ich aber habe mein Kind nicht gesegnet, nicht geküßt. Die ganze Welt nennt Sie einen Gott, zeigen Sie, Sire, daß Sie ein Gott sind, machen Sie das Unmögliche möglich und geben Sie mir meinen Sohn."

Die muthige, energische Redeweise der alten Aristokratin machte auf den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts einen nicht wegzuleugnenden Eindruck. Die kühne Schmeichelei, die sie ihm gesagt, der für derlei nicht unempfänglich war, fiel nicht auf dürren Boden.

Seine Stimme klang viel milder, als er entgegnete:

„Wenn mich die Schmeichler und Panegyriker in den Journalen einen Gott nennen, so belehrt mich jeder Schnupfen, den ich bekomme, daß es

mit der Gottheit nicht weit her ist. Uebrigens, Madame, ist Ihr Sohn ein Franzose, glauben Sie, daß es ihm in dem Augenblicke, wo wir neuen Gefahren, aber auch neuem Ruhme entgegen gehen, angenehm sein wird, von seinen Kameraden entfernt zu werden, die mit ihm Noth und Gefahr rühmlich getheilt haben?"

„Mein Sohn hat bei Aspern tapfer mitgefochten, als braver Franzose seine Schuldigkeit gethan. Jeder Kanonenschuß, der vom Marchfeld nach Wien herauf dröhnte, fand in meinem Herzen sein Echo. Lassen Sie mich, Sire, diese Angst, diese Qual nicht noch einmal erdulden."

„Bei welchem Corps dient Ihr Sohn?"

„Bei den Voltigeurs de la Garde."

„Das sind die Bravsten meiner jungen Helden. Nur meine alten Grenadiere stelle ich über sie. Die Voltigeurs waren es, die über die Donau schwammen und den Oesterreichern das Lusthaus im Prater wegnahmen. Nicht einen von diesen tapferen Gamins verliere ich gerne, als durch einen ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde. Wie heißt Ihr Junge?"

„Henri Argout."

Gedankenvoll sah der Kaiser vor sich hin, während er wiederholte:

„Argout! Argout! wer ist sein Vater?“

„Der Schauspieler Théophile Argout von der Comedie française.“

„Ah! — wahrhaftig?“ rief der Kaiser, „nun, Madame, ich muß gestehen, — das Vergehen das Sie sich gegen den Herrn Grafen Unteil-Sarmage zu Schulden kommen ließen, wird durch den Umstand gemildert, daß Theophile Argout wenigstens zu jener Zeit ein bildschöner Bursche war, dem die Weiber wie närrisch nachliefen. Nun, erröthen Sie nicht, Madame, — Sie haben mir ein Geständniß gemacht, ich will dieses Vertrauen erwidern, indem ich Ihnen auch ein Bekenntniß ablege. Der Vater Ihres Henri ist mir näher bekannt, als Sie ahnen. Es war zu Anfang der Neunziger Jahre, als ich als Halbsold-Unterlieutenant im Artillerie-Regiment La Fére nach Paris kam, ohne Aussicht, ohne Protection, auf den Boulevards herumlungerte, und wenn der Monat zu Ende ging, manchmal wirklich nicht wußte, womit ich meine Cotelette und meine halbe Flasche Macon zahlen sollte. Da lernte ich im Café Riche den Schauspieler Theophile Argout kennen, der mich in meinem Mißmuthe aufrichtete, tröstete, ermuthigte. Ja, Frau Gräfin, ich schäme mich nicht, es zu sagen, er theilte zwei, dreimal seine Börse mit mir, obwohl ich meine

Schuld ehrlich gezahlt habe. Théophile war es endlich, der mich abhielt, nach Amerika auszuwandern oder meinen Degen dem türkischen Sultan zur Verfügung zu stellen, wie ich eines Tages fest entschlossen war. Argout redete mir den Plan aus."

„Dadurch hat er Frankreich seinen größten Sohn erhalten," rief die Gräfin und mit geschickter Redewendung setzte sie hinzu, „und es wäre eine schöne Revange, Sire, wenn Sie dafür Ihrem alten Freunde seinen kleinen Henri, den einzigen Sohn, erhalten würden."

Napoleon lächelte.

„Wie doch die Frauen mit unserer guten Sprache umzuspringen wissen," sagte er, „man sieht, daß Sie die Werke der Frau von Stael mit Erfolg gelesen haben, obwohl diese Dame ihre Complimente nur für Frankreichs Feinde hat. Uebrigens, Frau Gräfin, war Argout immer ein braver Franzose, er würde es selbst nicht wünschen, daß sein Sohn unmittelbar vor der Schlacht austräte."

„Er hat mir einen beweglichen Brief geschrieben, ich möchte mich um Henri annehmen, wenn derselbe krank, verwundet, als Krüppel nach Wien gebracht würde."

„Nun, sehen Sie."

„Ach, Sire, wollen Sie der Mutter ihren Sohn erst dann geben, wenn der Tod über ihm schwebt?“

„Einen Soldaten entlassen, vor der Schlacht, es geht nicht!“

„Sind Sie nicht der Herr Ihrer Krieger? Geben Sie nicht Ihre Befehle ohne Widerspruch? Commandiren Sie meinen Sohn irgendwo hin, wo ihm nichts geschehen kann, — und entlassen Sie ihn nach dem Kriege.“

Diesmal lachte Napoleon laut auf.

„In der That, Madame, das geht,“ sagte er, „solche Posten haben wir bei jeder Armee. Ihnen und meinem alten Freunde Argout zu Liebe will ich Ihre originelle Bitte erfüllen. Wissen Sie, bei welcher Compagnie sich Ihr Sohn befindet?“

„Ja, Ew. Majestät, bei der Compagnie des Capitäns Lavisson, der bei Eßlingen fiel.“

Napoleon klingelte.

Sein Leib-Mameluk trat ein.

„Davoust!“ befahl der Kaiser.

Wenige Augenblicke darauf stand der Verlangte, wie eine Mauer vor dem Cäsar.

„General,“ sprach Napoleon, „Sie haben die Dame hier eingeführt, Sie werden auch eine Commission im Interesse der Gräfin ausführen.“

„Sehr wohl, Sire," antwortete der tapfere Soldat.

„Sie werden ohnehin heute Abend die Vorposten-Linie im Prater, in der Krieau, Freudenau und Lobau inspiciren. Die Voltigeurs de la garde liegen, wenn ich nicht irre, in der Lobau?"

„So ist es, Sire."

„Erkundigen Sie sich um die Compagnie des bei Eßlingen gefallenen Capitäns Lavisson, fragen Sie den neuen Compagnie-Commandanten um einen sicheren Henri Argout, der in dieser Compagnie dient, und geben Sie dem neuen Capitän den Auftrag, etwa zwanzig Mann der Compagnie, unter welchen jedoch eben jener Argout sich befinden soll, zu einer Dienst-Leistung außer der Gefecht-Linie zu verwenden. Am besten wäre es, wenn man die Leute zur Escortirung von Gefangenen benützte, deren ja täglich eingebracht werden. Die Escorte soll bis St. Pölten die Gefangenen begleiten und dort auf weitere Befehle warten."

„Sehr wohl, Sire," sagte Davoust, der diesen Auftrag wohl etwas sonderbar fand, aber eben so wenig als ein anderer seiner Kriegsgefährten ein Wort gegen die Befehle des Kaisers einzuwenden wagte.

„Und nun gehen Sie, — morgen um 5 Uhr

Morgens erwarte ich Sie mit Ihrem Berichte über die abgehaltene Inspicirung. Adieu," sprach freundlich nickend Napoleon.

Davoust salutirte stramm und reglementsmäßig, grüßte die Dame, die ihm einen dankbaren Blick zuwarf, mit einer artigen Verbeuguug und zog sich zurück.

Der Kaiser trat wieder näher zur Gräfin Unteil-Sarmage und fragte:

„Nun, Madame, hab' ich's Ihnen so recht gemacht?"

„Sire, Sie sind wirklich ein Gott!" rief die Dame in ungeheuchelter Begeisterung.

„Ich wollte, Madame Stael könnte Sie hören," sprach der Kaiser, der seine Empfindlichkeit gegen diese geistreiche Frau nie unterdrücken konnte, „die Tochter des Herrn von Necker bildet sich nämlich ein, die ganze Welt sei nur von ihrem Ruhme erfüllt und es ärgert sie, daß die Leute auch von einem Anderen reden, der nichts geleistet, als ein paar Schlachten gewonnen und einem Welttheil Gesetze gegeben hat."

Als ob er sich geärgert hätte, seinen Gedanken so laut Worte gegeben zu haben, brach er plötzlich ab und sagte:

„Ich raube Ihnen Ihre kostbare Zeit, Frau

Gräfin, Sie werden sich gewiß darnach sehnen, Ihren Sohn zu sehen. Adieu, Madame, — ich glaube, 's ist am Besten, Sie begeben sich nach St. Pölten und treffen dort mit Henri zusammen. Wenn Sie an Argout schreiben, so erinnern Sie ihn an die Abende, die wir im Café Riche mit einander zubrachten. Adieu."

Sie wollte vor ihm auf die Kniee sinken und seine Hand küssen, er wußte Beides durch eine außerordentlich anmuthige Bewegung zu vereiteln, nickte noch einmal freundlich mit dem Kopfe, und sie war entlassen.

Freudigen Antlitzes, nach allen Seiten die Generäle grüßend, die im Vorsaale ihr Worte der Beglückwünschung zuflüsterten, eilte die Gräfin Unteil-Sarmage über die Schloß-Treppe hinab zu ihrem Wagen, warf sich hinein und befahl dem Kutscher so schnell als möglich nach Wien zu fahren.

Zwanzig Minuten später hielt die Equipage vor ihrem Palais in der Kärntnerstraße; ohne die Unterstützung der schwerfälligen Bedienten abzuwarten, sprang die ältliche Dame aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf in den Salon, wo ihr Thierry eben so aufgeregt entgegen kam, ja sich so weit vergaß, daß er die Unterredung selbst beginnend, bevor seine Gebieterin gesprochen, in die Worte ausbrach:

„Nun, Frau Gräfin?"

„Gewonnen! gewonnen! Alles gewonnen!" rief die Gräfin, die in ihrer Aufregung nicht einmal die Unart bemerkte, die sich ihr sonst so überhöflicher Kammerdiener erlaubt hat, „dieser Napoleon ist wirklich ein großer Mann, Er gibt mir meinen Sohn wieder!"

„Vive l'empereur!" rief der alte Legitimist unwillkürlich, aber als ob er sich geschämt hätte, diesen Ruf zum ersten Male in seinem ganzen Leben ausgestoßen zu haben, setzte er hinzu:

„Aber ist's auch gewiß? Die Corsen sind falsch und" —

„Schweig!" fiel ihm die alte Aristokratin gebieterisch in's Wort, „er hat in meiner Gegenwart den Auftrag an Davoust gegeben, der Abends die Vorposten in der Lobau inspiciren wird. Dort wird auch Henri einen Marschbefehl bekommen, der ihn aller Gefahr entrücken wird. Ach, wenn's nur möglich wäre, an die Vorposten zu gelangen, um meinem Sohne ein Aviso zu geben."

„Auch das geht, Frau Gräfin," rief der Kammerdiener, sich vergnügt die Hände reibend. „Denken sich Ew. Gnaden nur den Glücksfall. Als Hochdieselben weg gefahren, mache ich in meiner Unruhe und Angst einen Spaziergang durch das

Bürgerspital*) hinüber auf den Lobkowitz-Platz, wo im Lobkowitz-Palais der General Andreossy sein Hauptquartier hat, weil man da immer etwas Neues erfährt. Wer ruft mich an? Ein alter Schulkamerad, gegenwärtig Stallmeister bei dem General, Monsieur Philipp Cérambeau. Wir umarmen uns, freuen uns, daß wir noch leben und uns nach soviel Jahren wiedersehen, ein Wort gibt das andere, ich erzähle ihm, daß ich bereits einmal mit Gefahr meines Lebens bei den Vorposten war, um einen jungen Bekannten zu sehen, daß ich aber für mein Leben gern einen Passe-partout hätte, um so oft es mir beliebt, die Vorpostenkette besuchen zu können. Cérambeau meint, es sei ihm nur Spaß, mir eine solche Karte zu verschaffen, denn er beaufsichtige nicht nur die Pferde des Generals, sondern auch die seiner Adjutanten und diese hätten den Auftrag, besonders vertrauenswürdigen Personen aus der Bürgerschaft solche Karten auszustellen. Ich sei aber eine solche Vertrauensperson, da er, Monsieur Philippe Cérambeau, für mich Bürgschaft leiste. Und er log nicht, der Prahlhanns Philippe. Eine Viertelstunde später hatte ich den Wisch da in den Händen und

---

*) Kein Hospital, sondern ein der Commune Wien gehörendes riesiges Zinshaus in der inneren Stadt.

kann nun den jungen Herrn Henri besuchen, wie ich will."

Mit der Miene des höchsten Triumphes zog Herr Thierry einen Schein aus der Tasche, auf dem es in klaren Worten stand, daß dem Herrn Germaine Thierry das Passiren der Posten und das Vorgehen bis an die äußersten Vedetten in den Auen gestattet sei. Der Schein trug das Siegel und die Unterschrift des Stadt-Commandanten. Die Ueberschrift lautete: „Au nom de l'Empereur." (Im Namen des Kaisers.)

„Das ist ein Glückstag heute," sprach die Gräfin, „Alles geht nach Wunsch. In ein paar Tagen werde ich meinen Sohn an's Herz drücken. Sie werden sofort nach der Lobau fahren, Thierry, ich werde Ihnen genaue Instructionen geben, wie Sie sich dort zu benehmen und mit Henri zu reden haben. Er darf es vor der Hand nicht erfahren, daß es seine Mutter ist, die sich um ihn annimmt. Erst in St. Pölten will ich ihm Alles enthüllen, mich als seine Mutter zu erkennen geben, seine Freude darüber, seine Liebe, seine Dankbarkeit wird um so größer sein. Mir ist's, als ob ich ihn zum zweiten Male geboren hätte; ich bin die glücklichste Mutter auf der ganzen Welt!"

Wäre Thierry kein Franzose, sondern unser

Landsmann gewesen, er hätte die vor Freude fast überschnappende Dame an das alte, düstere, deutsche Sprichwort mahnen können:

Zwischen Lipp' und Kelches Rand
Schwebt des Schicksals finst're Hand.

4. Kapitel.

Auf Vorposten in der Lobau.

Der endlose Regen, welcher die trüben Fluten der Donau angeschwellt und das Brücken-Schlagen der Franzosen so unendlich erschwert hatte, daß der Zorn Cäsars nothwendig ward, um die zum Tode erschöpften Genietruppen zu neuen übermenschlichen Anstrengungen anzuspornen, hatte endlich nachgelassen und die bleiche Sonne guckte manchmal auf Augenblicke durch die langsam zerreißenden Wolken.

Gleichwohl war der Aufenthalt auf den Donau-Inseln noch immer ein unleidlicher. Die Erde war durch und durch naß; daß kaum die Bivouac-Feuer brennen wollten, jeder Windhauch schüttelte einen Regenschauer von den Aesten der Buchen, Rusten, Linden und Weiden auf die vor Kälte und Nässe halb erstarrten Soldaten, die seit manchem Tag nicht aus den Uniformen gekommen waren. Wenn

aber die Juni-Sonne einen Augenblick die Ueberhand über die Regenkühle gewann, dann entwickelte sie sofort Milliarden von Mücken, die hier zu Lande „Gelsen" geheißen an Bosheit und Blutgier den Mousquittos der Tropenländer nichts nachgaben und den Tapfern der großen Armee das Leben bei Tag und Nacht verbitterten.

Dazu kam noch das Bewußtsein einer verlornen Schlacht, denn wenn man auch die Bataille d'Esslingue nur einen abgebrochenen Aufmarsch nannte, so fühlten doch die intelligenten Sieger in so vielen Schlachten, daß sie zurückgewichen waren, vor jenen Oesterreichern, die sie in ihrem prahlerischen Soldaten-Sprüchlein „Hunde" getauft hatten,*) die Kost war elend und verdorben, so daß die Soldaten häufiger als je ihre Zuflucht zur Cognac-Flasche nehmen mußten. Zum Glücke war dieses begeisternde Getränke stets in gehörigem Quantum vorhanden und die Stimmung der erbitterten Krieger wurde dadurch nur noch zornmüthiger, noch gereizter.

Kein Wunder, daß diese Gereiztheit, da man momentan nicht mit den Oesterreichern raufen

---

*) „Les Prussiens ne sont que des chiens, et les Autrichiens ne sont que des autres chiens," prahlte der französische Uebermuth.

konnte, sich in Reibereien zwischen den Soldaten selbst Luft machte. Duelle zwischen Einzelnen, Raufereien zwischen größeren Truppen-Abtheilungen kamen immer häufiger vor, so daß die strengsten Weisungen und ein eigener Armee-Befehl des Kaisers nothwendig war, um diesen Excessen Einhalt zu thun.

Gleichzeitig durchschwirrten das Lager dumpfe Gerüchte von der Entdeckung einer Verschwörung des sogenannten Philadelphenbundes, bestehend aus den alten republikanisch gesinnten Officieren der Armee, die nichts weniger beabsichtigt hätten, als den Kaiser und seine getreuen Generäle zu ermorden, durch die Armee die Republik auszurufen, mit den Oesterreichern unter billigen Bedingungen Frieden zu machen und in die Heimat zurück zu marschiren.

So standen die Dinge zur Zeit der Scene, die wir unseren Lesern vorführen wollen.

Eine Streifpatrouille war eben zu dem Bivouac in der Lobau zurückgekehrt, von dem sie ausgegangen war. Der Führer derselben, unser alter Bekannter aus der Hernalser Affaire, Grain-Bonbon, oder nach seinem Familien-Namen Henri Argout, berichtete dem Sergeant, der sein unmittelbarer Vorgesetzter war, daß er nach Auftrag das

ganze Ufer der Donau-Strecke, die sie zu beobachten hatten, abgestreift habe, ohne am andern Ufer etwas zu erblicken, als den abgebrannten Kirchthurm von Aspern. Die österreichische Armee müsse sich eben so, wie die Landleute in's Innere des Landes zurückgezogen haben, denn am linken Ufer der Donau herrsche Todtenstille, die durch kein Glockengeläute, kein Rindergebrüll oder Hahnen-Krähen unterbrochen werde. So war es seit vierzehn Tagen und der Sergeant konnte seinen schriftlichen Rapport: „Alles im Alten," ruhig an das nächst höhere Posten-Commando schicken, von wo es dann weiter und weiter ging.

Während der Sergeant auf einer Trommel diese wichtige Mittheilung schrieb, warf Henri Argout Tornister und Czako weg, hing die Patrontasche an einen Ast, an den er sein Gewehr lehnte, nahm aus der Feldflasche, die ihm ein gutmüthiger Kamerad bot, einen tüchtigen Schluck Cognac und sagte dann:

„Ah! das erquickt, nach einer solchen drei Stunden langen Herumpatscherei in den Kothlachen dieses Landes, das aber gar nichts hat, was Einem Vergnügen machen könnte."

„Als die Weiber," sagte ein anderer Voltigeur, der auf einem Baumstamme saß und aus

einer kurzen Thonpfeife rauchte. „Nicht wahr, Herr Grain-Bonbon?"

„Ich habe Dir schon einmal gesagt," erwiderte der illegitime Sohn der Gräfin Unteil-Sarmage, „daß ich mich von Kameraden gern Grain-Bonbon nennen lasse, aber „Herr Grain-Bonbon" ist kein Name. Wer zu mir „Herr" sagen will oder muß, der nenne mich Herr Argout, wie ich heiße."

„Ich danke Ihnen für die Auskunft, Herr Argout," erwiderte der Andere in einem Tone, der ganz geeignet war, eine Antwort Henri's zu provociren; aber er bezwang sich, schwieg und machte sich daran, seine Waffen zu putzen, während der Herausforderer Amadee Leclerc sich ein Liedchen pfiff.

Amadee galt im Corps als Henri's Rivale. Beim Sturm auf Aspern hatten sich Beide ausgezeichnet, gleichwohl war Henri Argout von dem sterbenden Capitän Lavisson als des Ehrenkreuzes würdig eingegeben worden, und ohne Zweifel bekam er es nach der nächsten Schlacht, wenn er dieselbe überlebte. Das französische Militär-System begünstigt derlei Rivalitäten, welche ehrgeizige, junge Leute zu unglaublichen Tollkühnheiten hinreißt, die manchmal gelingen und Ausschlag gebend einwirken, weit häufiger aber beiden Tollköpfen das junge Leben kostet.

Wir wissen nun, wie die Gereiztheit zwischen Henri Argout und Amadée Leclerc entstanden war.

Nur die Strenge, mit welcher in neuester Zeit die Vorgesetzten gegen muthwillige Duellanten und besonders gegen die Provocateurs vorgingen, hatte bis jetzt einen thätlichen Conflict zwischen den zwei jungen Leuten verhindert.

Es kam aber noch ein anderer Umstand dazu.

Amadée Leclerc, der Sohn eines jener Girondisten, welche für ihre Ueberzeugung unter dem Fallbeil der Guillotine geblutet hatten, war in seinen politischen Grundsätzen ein weißer Republikaner, in seinen moralischen ein wahrer Cato, der seine Mutter und Schwester wie Wesen höherer Art verehrte und nicht begriff, wie ein Mann von Ehre sich gegen ein Weib vergehen konnte.

Dagegen war Henri Argout, der Sohn des Schauspielers, unter jenen frivolen Anschauungen und lockeren Beispielen aufgewachsen, die beim Theater im Allgemeinen nichts Seltenes, auf der damaligen französischen Bühne aber geradezu zum bon ton gehörten, so daß derjenige, der das Glück der Liebe nicht genossen hätte, wann, wo und wie er es fand, geradezu für einen Dummkopf gegolten haben würde.

Welche Folgen eine solche Erziehung haben

mußte, haben wir gesehen, als der junge, sinnliche, grundsatzlose Mensch in Hernals das Attentat auf die Wirthin des „Häuserls am Rain“ an- und ausführte.

Obwohl man sich Schweigen über den Vorfall versprochen hatte, war Amadée Leclerc doch von demselben in Kenntniß gesetzt worden und der Groll, den er bisher gegen den Rivalen in der Tapferkeit gehabt, schlug in eine Art Verachtung gegen Grain-Bonbon um, der sich eine solche rohe Gewaltthat gegen ein armes Weib erlaubt hatte. Leclerc suchte Händel, daran war nicht zu zweifeln.

Der Herr Sergeant hatte seinen Bericht vollendet, Amadée maß, pfeifend und Tabak rauchend, seinen Gegner, der, als ob er es nicht gemerkt hätte, an seiner schmutzig gewordenen Uniform herum bürstete, an seinen naßgewordenen Waffen putzte.

Plötzlich erschallte das Qui vive? (Wer da?) der Wachen; es erfolgte die ordnungsmäßige Antwort darauf und aus dem Gebüsche wickelte sich ein altes, aber lebhaftes Männchen, mit gepudertem Haare und einem kühnen Zöpfchen, eine Ordonnanz begleitete den alten Herrn als Führer und dieser rief im besten französisch:

„Werde ich hier die Ehre haben, Herrn Henri Argout zu treffen?“

„Hier bin ich, mein Herr," antwortete der Sohn des Schauspielers aufblickend, „was beliebt? Ah, das ist ja derselbe alte Herr, der mich schon neulich angesprochen."

„Ja, Herr Argout, — jedoch nur auf einen Augenblick," rief der Kammerdiener der Gräfin Unteil-Sarmage, denn als diesen haben ihn die Leser wohl schon erkannt, „wir konnten nicht miteinander reden, da uns ein Officier im Dienste trennte, welcher — —"

„Dasselbe kann Ihnen auch durch einen Sergeant im Dienste geschehen, mille tonnerres," polterte der Commandant des Bivouacs, „wenn Sie sich nicht auf der Stelle ausweisen, was Sie berechtigt hierher zu kommen, und mit meinen Leuten zu reden."

„Bitte, bitte, Herr Sergeant," plauderte der alte Thierry, „ich würde mich einer solchen Eigenmächtigkeit nie erfrechen, gegenüber einem der Helden der großen Armee, wenn ich nicht mit einem passe-partout versehen wäre, der mir die Erlaubniß ertheilt, bis an die äußersten Linien vorzugehen. Hier, mein Tapferer, haben Sie das Document, — können Sie die Unterschrift nicht lesen? Je nun, der Hand, die den Säbel führt, ist's zu verzeihen, wenn sie mit der Feder nur solche

Hühnertritte zusammen bringt. S'ist übrigens General Davoust, — Held Davoust, — der eigenhändig den Passirschein unterschrieben hat, sehen Sie — D — a — v — o — u — st — Davoust."

„Herrgott! Der alte Civil-Kerl redet einem ein Loch in den Tornister," brummte der Sergeant und laut setzte er hinzu: „Ja, mein Herr, s'ist Alles in der Ordnung, — mit einem passe-partout von unserem Papa Davoust können Sie bis in die Hölle gehen, und Monsieur Pluto wird Ihnen den Eintritt eben so wenig verweigern, als sein dreiköpfiger Höllenhund Proserpinus." —

„Cerberus, Cerberus!" verbesserte Thierry den alten Sergeanten, der wie alle Halbgelehrten aus der Revolutions-Zeit gern mit Alterthumskunde und Mythologie herumwarf

„Das thut nichts zur Sache," meinte ärgerlich der Krieger, den Schnurrbart drehend, „es handelt sich darum, womit ich Ihnen dienen kann, mein Herr."

„Ach! Sie haben es gehört, Herr Sergeant, ich suche einen der Helden, die Ihrer ebenso tapferen als weisen Führung anvertraut sind, Herrn Henri Argout."

„Und ich habe mich doch bereits gemeldet, daß ich hier bin!" rief dieser halb ärgerlich, halb lachend.

„Nun bedürfen wir aber auch die Erlaubniß zu einer Unterredung auf eine Viertelstunde,“ meinte Thierry, „die uns erst der Herr Sergeant gewähren muß.“

„Ach ja, ich gewähre sie, mit Vergnügen, — geht nur! geht!“ rief der Sergeant und leise setzte er hinzu:

„Ich bin froh, wenn ich den alten Schwätzer los bekomme. Der Kerl ist entweder ein Friseur, ein Barbier oder eine verkleidete Hebamme, sonst könnte er nicht plaudern, wie eine Elster.“

Als Henri dem Fremden, denn das war er für ihn, nach einer abseits gelegenen offenen Stelle der Au folgte, mußte er hart an Amadée Leclerc vorüber.

Da war es ihm, als höre er aus dem Munde desselben das leise gemurmelte Wort:

„Protections-Kind!“

Rasch wendete er sich um, allein Leclerc rauchte ruhig weiter und schien mit aufwärts gekehrtem Blicke die Mücken zu zählen, die in einer schwarzen Säule ober seinem Haupte tanzten.

Henri war zu neugierig, um in diesem Augenblicke Krakehl anzufangen, deshalb folgte er dem ihm voran trippelnden alten Manne, bis dieser endlich stehen blieb und sich keuchend umwendete.

„Nun, mein Herr?“ fragte Grain-Bonbon.

„Einen Augenblick, Herr Argout,“ keuchte Thierry, — „ich bin — kein junger — Bursche mehr — und — das rasche Gehen, — nimmt mir den Athem.“

„Lassen Sie sich Zeit, alter Herr“, sagte der Soldat gutmüthig, „wir versäumen nichts.“

Thierry nahm eine Prise, operirte dann mit seinem Taschentuche, — räusperte sich und begann nach einer kleinen Pause auf's Feierlichste:

„Ich hatte schon vorgestern die Ehre, mich Ihnen vorzustellen, wobei ich erfuhr, daß Sie wirklich der hoffnungsvolle Sohn des Herrn Théophile Argout vom Theater Français sind —“

„Richtig, so weit waren wir,“ antwortete Grain-Bonbon mit dem ihm angebornen Humor, „als plötzlich Lieutenant Fressart von der zweiten Compagnie die Entdeckung machte, daß Sie unter den Soldaten nichts zu suchen hätten und Sie auf eine so rasche Weise entfernte, daß ich nicht mehr Zeit fand zu fragen, mit wem ich die Ehre einer so kurzen Unterredung hatte. Ich hoffe, mein Herr, ich werde jetzt das Vergnügen haben zu erfahren, wer — — —“

„Ich?“ fiel ihm der alte Kammerdiener in's Wort, „ich bin Thierry, der Wahrsager.“

„Was?“ rief der Soldat ganz verdutzt. „Wer sind Sie?“

„Thierry, der Wahrsager,“ wiederholte der alte Franzose, der wie alle seine Landsleute eine große Vorliebe für alles Affectirte, Abenteuerliche, Komödienhafte hatte, mit großem Pathos.

Grain-Bonbon sah ihn an, als ob er nicht wüßte, ob er es mit einem Narren oder mit einem Uebermüthigen zu thun habe, der sich über ihn lustig machen wolle.

„Starren Sie mich nicht so an, junger Held,“ fuhr der Kammerdiener der Gräfin Unteil-Sarmage fort, „was hätten Sie davon, wenn ich Ihnen sagte, ich heiße Charles Louis François Thierry, bin der Sohn eines Epicier aus Montpellier, habe die Schulen der Augustiner besucht, wurde Kammerdiener bei dem Marquis Nanjac-Evremont u. s. w. Das hat doch Alles kein Interesse für Sie. Ihr Interesse an mir beginnt doch erst in dem Augenblicke, wo ich mit Ihrer Familie in Beziehungen trete, und in dieser Richtung habe ich Ihnen bereits gesagt, daß ich Ihren Vater kenne, daß ich weiß, daß Sie Ihre Mutter nie gekannt haben.“

„Das ist richtig, — sie starb, ehe ich den Gebrauch der Vernunft erlangte,“ schaltete der junge Soldat traurig ein.

„Hm! ja! schön! gut!“ würgte der alte Komödiant heraus, dem es fast das Herz abdrückte, daß er dem jungen Manne noch nicht sagen durfte, seine Mutter lebe noch. „Ihre Mama haben Sie allerdings nicht gekannt, dafür besaß Ihr Papa eine Haushälterin, welche Sie so gewaltig verzog, daß Ihr Papa Sie in Ihrem fünften Jahre nach dem Elsaß zu Verwandten schicken mußte, um Sie artig zu machen.“

„Möglich!“ rief Grain-Bonbon lachend, mit dem Cynismus eines echten Parisers, „als ich aber älter und gescheidter wurde, sagten mir andere Leute, Papa habe mich weggeschickt, weil der heranwachsende Knabe den ersten Helden und Liebhaber der Comédie française bei seinen galanten Abenteuern genirte, die gewöhnlich mit einem Souper im Hause meines Erzeugers ihren Abschluß fanden.“

Der alte Franzose lachte herzlich.

„Mag sein! mag sein!“ sagte er, „jedenfalls hatte Ihr Aufenthalt in Elsaß das Gute, daß Sie nebst verschiedenen anderen Unarten auch die deutsche Sprache erlernten; und wenn diese auch im Wohlklang höchstens noch von der chinesischen und hottentotischen übertroffen wird, so hat sie Ihnen doch im gegenwärtigen Feldzuge gute Dienste geleistet.“

„Hm! ja, — wie man's nimmt,“ erwiderte ver-

düstert der junge Soldat, denn es fiel ihm die durch ihn herbeigeführte Scene in Hernals ein, „doch wir kommen von der Sache ab. Sie erzählen mir da lauter Geschichten aus der Vergangenheit, die kann bald Jemand wissen, deshalb haben Sie noch keine Berechtigung, sich Thierry, den Wahrsager, zu nennen."

„Doch, doch, mein Herr, denn ich will Ihnen die Zukunft prophezeien."

Der junge Mann zog die Brauen finster zusammen.

„Mein Herr, sagte er, „es dürfte Ihnen wohl nicht unbekannt sein, daß ein französischer Soldat von Niemand, wer es auch sei, sich ungestraft zum Narren halten läßt."

„Das wäre erst dann der Fall," erwiderte Thierry, „wenn meine Prophezeiungen nicht einträfen.. In diesem Falle unterziehe ich mich jeder Strafe."

„Nun denn, so prophezeien Sie mir in Dreiteufels-Namen, obwohl Sie mir gar nicht wie ein Zigeuner aussehen. Aber viel Glück bitte ich mir aus, Glück und Ruhm in der Schlacht."

Der alte Franzose, dem die Comödie, die er hier im Auftrage seiner Gebieterin spielen durfte, ein ganz besonderes Vergnügen machte, nahm die Hand

des jungen Mannes und blickte aufmerksam hinein, als ob er die Linien derselben studire.

„Nun, was lesen Sie?" fragte Grain-Bonbon, „bekomme ich in der nächsten Schlacht das Kreuz der Ehrenlegion?"

„Nein, denn Sie werden die nächste Schlacht nicht mitmachen!"

„Mort de ma vie! Das wäre der Teufel! Werde ich krank oder früher schon erschossen?"

„Keines von beiden. Sie bleiben frisch und gesund."

„Und doch nicht in die Schlacht? Das ist nicht möglich."

„Sie werden binnen kurzer, binnen sehr kurzer Zeit aus den Reihen der Combattanten zu einer anderen, weniger gefährlichen Dienstleistung im Rücken der Armee commandirt werden."

„Das wäre! — unmittelbar vor der Schlacht? — Fi donc!"

„Ich kann Ihnen sogar sagen, worin dieser Dienst besteht: Sie werden einer Escorte zugetheilt werden, welche österreichische Gefangene von Wien nach St. Pölten zu begleiten hat, und in St. Pölten, welches soviel ich weiß eine kleine und sehr langweilige Landstadt ist, werden Sie bleiben bis an's Ende des Feldzuges."

„Hol' Sie der Teufel mit Ihrer Unglücks-Prophezeiung, Sie alter krächzender Schicksals-Rabe," rief Henri Argout halb lachend, halb zornig, indem er seine Hand aus der des Wahrsagers riß, „wenn das wahr wäre, was Sie mir da prophezeien, bliebe mir nichts übrig, als mein Gewehr zu nehmen und mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen."

„Nicht so hitzig, junger Mann! — für das, was Ihnen an Kriegsruhm entgeht, werden Sie auf eine andere Weise entschädigt werden."

„Wodurch denn?"

„Durch die Liebe!" sprach der alte Franzose mit Pathos.

„Durch die Liebe?" wiederholte Grain-Bonbon.

„Ja, durch die reinste, aufopferndste, edelste, uneigennützigste Liebe!" declamirte Thierry.

Daß der alte comödiantenhafte Kammerdiener die Mutterliebe meinte, konnte Grain-Bonbon natürlich nicht ahnen, der junge Soldat dachte, — wer wird das einem Voltigeur von 20 Jahren verargen? — nur an eine romantische, glückliche Liebschaft mit einem jungen reizenden Mädchen und halb zweifelnd, halb glaubend erwiderte er:

„Das ist ja Alles dummes, närrisches Zeug! Wer sollte sich denn in der kleinen, langweiligen,

österreichischen Landstadt, wo mich keine Seele kennt, für mich interessiren?"

„Die Dame, die Sie liebt, kommt aus Wien nach St. Pölten, um dort desto ungenirter mit Ihnen zusammen sein zu können."

„Das läßt sich hören, allein wie soll ich die Dame erkennen?"

„Die Dame wird Sie aufsuchen lassen, ein Diener wird Ihnen eine Karte bringen, worauf nichts stehen wird, als Gräfin U. S."

„Eine Gräfin: Ventre saint gris! Jetzt wird's pikant! Und was habe ich dann zu thun?"

„Sie folgen dem Diener, er bringt Sie zu der Dame."

„Bravo! — Nun, Sie alter Hanns-Dampf, will ich Ihnen sagen, daß ich mich lang genug von Ihnen zum Besten halten ließ; welchen Zweck Sie dabei haben, weiß ich nicht, — bin auch gar nicht neugierig. Aber machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst könnte es geschehen, daß ein französischer Voltigeur von der Garde den Respect vergäße, welchen ein junger Mensch den grauen Haaren schuldig ist. Adieu!"

„Gut, ich gehe," antwortete der alte Kammerdiener, entzückt über die dramatische Wirkung seiner Mission, „wenn aber Alles, was ich Ihnen jetzt

prophezeite, in Erfüllung geht, dann erinnern Sie sich an den, der Ihnen Alles vorausgesagt, an Thierry, den Wahrsager."

Und mit einer anmuthigen Verbeugung verschwand er im Gebüsche.

Gedankenvoll kehrte Grain-Bonbon zu seinen Kameraden zurück.

Er wurde mit neugierigen Blicken und mit jenen Stichelreden empfangen, wie sie unter den lustigen französischen Troupiers gang und gäbe:

„Ah! da kehrt unser Geheimnißvoller zurück!"

„Was hat Dir der Graurock mitgetheilt?"

„Dein Diplom, daß Du zum Ober-Verpflegs-Commissär der Armee ernannt bist?"

„Oder zum Kriegsminister?"

„Nein, er gab ihm ein Recept zur Vertreibung der Mücken, die uns hier zu Tode stechen."

„Oder eine Anleitung, wie man aus den Schwämmen, die hier wachsen, Hühner-Fricassée bereiten kann."

„Oder Bordeaux aus Donauwasser."

Zu all' diesen Bemerkungen, deren keine jedoch von Leclerc herrührte, lachte Henri Argout mit der Gutmüthigkeit des Soldaten, der den derbsten Spaß eben so verträgt, wie er ihn im nächsten Augenblicke zurückgibt.

Endlich aber, nachdem ihnen der Stoff ausgegangen, erwiderte er:

„Seid Ihr endlich fertig, Ihr Plauderer? Und doch habt Ihr das Rechte nicht errathen.“

„Ja freilich, wir sind auch keine Propheten, keine Wahrsager.“

„Aber der Graurock ist Einer!“ rief Grain-Bonbon lustig.

„Oho! —“

„Er hat mir eine Menge Dinge prophezeit, die, wenn sie eintreffen sollten, mir sehr unlieb wären; aber desto schöner war die Schlußprophezeiung.“

„Nun? laß' hören.“

„Eine schöne junge Dame, notabene eine Gräfin, wünsche mit mir an einem Orte, wo wir ganz ungenirt wären, eine Zusammenkunft unter vier Augen zu haben.“

„Der Alte war also ein Kuppler?“

„O, Du Don Juan.“

„Du Lovelace! Du Glückspilz!“ riefen die Kameraden lustig durcheinander.

„Prahlhanns!“ sagte eine tiefe Stimme, — es war die des Voltigeurs Amadée Leclerc, der noch immer auf dem Baumstamme saß und seine kurze Pfeife rauchte.

Obwohl auch dieses Wort in jenem lustigen,

kameradschaftlichen Tone gesprochen wurde, der die ganze Soldaten-Conversation charakterisirte, so wechselte Grain-Bonbon doch ein wenig die Farbe, denn gerade aus diesem Munde konnte er den Spaß nicht vertragen, deshalb erwiderte er und seine Stimme klang etwas gereizt:

„Ich erlaube mir, meine Herren, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich von diesem Rendez-vous nicht als von einem bereits gegebenen sprach, sondern daß mir der alte närrische Kauz, der sich selbst einen Wahrsager nannte, mir prophezeite, daß es mir bevorstehe. Das ist doch wohl keine Prahlerei?"

„Nein, mein Junge," sprach der Sergeant, die maßgebende Persönlichkeit in diesem Kreise, „und wo soll die Schäferstunde stattfinden?"

„In einer kleinen Ortschaft nicht weit von Wien, — den Namen habe ich vergessen."

„Vielleicht in Hernals?" sprach abermals mit anscheinender Gleichgiltigkeit Amadée Leclerc.

Diesmal wurde Grain-Bonbon bleich bis in die Lippen.

„Was willst Du damit sagen?" fragte er.

Amadée stand auf, klopfte seine Pfeife an einem Baumast aus und sagte:

„Soviel ich gehört habe, ist Hernals ein Ort, wo die französische Galanterie, Ritterlichkeit

und Ehrenhaftigkeit sich schon einmal im glänzendsten Lichte gezeigt hat."

„So? wie so denn? erzähle!" riefen die Kameraden durcheinander, denn es war zufällig keiner von jenen Voltigeurs im Bivouac, welche die Affaire im „Häuserl am Rain" mitgemacht hatten.

Grain-Bonbons Gesicht war nicht mehr bleich, sondern erdfahl, — seine Lippen bebten, — aber er vermochte kein Wort herauszubringen; dem Sohne des Girondisten entging diese Aufregung seines militärischen Nebenbuhlers nicht. Sei es nun, daß er Mitleid mit ihm fühlte oder daß es seinen Rechtsbegriffen widersprach, den Vorfall vor einem Tribunal von Kameraden zu erörtern, — kurz, er erwiderte:

„Es gibt gewisse Dinge, die man Niemanden erzählt, als dem Stabs-Profoßen, da aber Ihr keine Profoßen seid und ich auch kein Denunziant bin, so werdet Ihr mir die Geschichte erlassen."

In das Murmeln der Enttäuschung ringsum mengte sich Henri's Stimme, welche dem Nebenbuhler zurief:

„Die Kameraden sind allerdings keine Profoßen und Du bist auch kein Denunziant, Amadée Leclerc, aber weißt Du, was Du bist?"

„Nun?" fragte Leclerc, indem er die aus-

geranchte Pfeife mit dem Stiele in die Falten seiner Lagermütze steckte, um die Hände frei zu bekommen.

„Ein elender Feigling (lâche) bist Du!" brüllte Grain-Bonbon, seiner nicht mehr mächtig.

Es gibt kein Wort, welches den Franzosen wüthender macht, als diese Beschimpfung; gleichwohl verschränkte der junge Republikaner die Arme und sagte, obwohl er todtenbleich geworden war, mit eiskalter Ruhe:

„Es handelt sich darum, festzustellen, — was elend und feig ist. In der Schlacht, mit der Waffe in der Faust tapfer zu sein, ist kein Verdienst, sondern eines jeden Franzosen verfluchte Schuldigkeit. Wir, die wir bei Eckmühl, Landshut, an der Enns und an der Donau zusammen gekämpft, wissen, daß wir keine elenden Feiglinge sind, wir können uns jeder über einen solchen Vorwurf, der mehr albern, als beleidigend ist, hinaussetzen. In meinen Augen ist der ein elender Feigling, der einem schwachen Weibe Gewalt anthut und seine Kameraden zu gleicher Missethat verleitet; ich sage das nur, Henri Argout, damit Du weißt, wie Du gegen die Gräfin, die Dich zum Rendezvous erwartet, Dich zu benehmen hast."

Jedes Wort Leclerc's fuhr wie der Stich eines zweischneidigen Dolches durch Grain-Bonbon's

Herz; er fühlte, daß sein Nebenbuhler Recht habe, und gerade das erbitterte ihn am meisten, — er sah wie die Physiognomien der wackern Soldaten ringsum einen ganz eigenen Ausdruck annahmen, der durchaus nicht zu seinen Gunsten sprach, — Scham, Wuth, Erbitterung raubten ihm den letzten Rest der Besinnung, er sprang nach dem Platze, wo seine Waffen lagen, riß den Säbel aus der Scheide und auf Leclerc eindringend, schrie er:

„Zieh' und vertheidige Dich!"

Im Nu hatte der Sohn des Girondisten vom Leder gezogen und stellte sich en garde; allein ehe die Brauseköpfe dazu kamen, die Klingen zu kreuzen, hatten zwanzig Arme den wuthschnaubenden Grain-Bonbon erfaßt und hielten ihn fest, während der Sergeant wetterte und fluchte:

„Nom d'un nom! was wäre mir das? Auf Vorposten raufen! Ihr vermaledeiten Gelbschnäbel! Ich habe gute Lust — sacre nom de Dieu!"

Der Sergeant kam nimmer dazu zu sagen, wozu er große Lust hatte, denn der allgemeine Tumult übertönte seine Stimme, man entwand dem Raufbolde den Säbel, während Leclerc den seinigen ruhig wieder einsteckte, und Grain-Bonbon, vor Wuth fast weinend ausrief:

„Wie, Kameraden, Ihr wollt mich hindern,

einen solchen Schimpf im Blute meines Feindes zu rächen?"

„Der Feind steht dort!" sagte der Sergeant, auf das jenseitige Donauufer deutend; und mit jener mundvollnehmenden Beredsamkeit, welche dem französischen Soldaten in solchen Momenten nie fehlt, fuhr er fort: „Traurig aber ist's, wenn der Kamerad im Kameraden seinen Feind sieht, wenn die Waffe, die nur für die Ehre, für den Ruhm Frankreichs und des Kaisers geschwungen werden soll, gegen das Haupt eines Landsmannes, eines Franzosen gehoben wird. Pfui über Euch, Brauseköpfe!"

„Ich wollte mich nur vertheidigen," entschuldigte sich Amadée Leclerc.

„Er hat mich beschimpft," setzte Henri Argout hinzu, an allen Gliedern bebend.

„Daß ich nicht wüßte," fuhr der Sohn des Girondisten mit jener ruhigen Ironie fort, welche seinen Gegner zur Verzweiflung brachte, „in einer Anwandlung von Irrsinn nannte mich Argout einen elenden Feigling, ein Vorwurf, der so unpassend ist, daß ich ihn gegenüber meiner Person gar nicht widerlegte, nur gab ich den Kameraden eine Definition, was ein elender Feigling sei und wie sich ein solcher benimmt. Wenn sich nun Monsieur Argout durch diese Definition, durch diese Schilde-

rung getroffen fühlt, so ist das doch wahrhaftig nicht meine Schuld."

„Laßt mich über ihn!" brüllte der Sohn des Schauspielers.

„Ruhig! Wollt Ihr schweigen, Ihr jungen Narren," donnerte der Sergeant, „noch ein Wort und ich übergebe Euch dem Kriegsrechte, dann sollt Ihr sehen, wie schlimm es Euch ergeht. Wenn Ihr aber das Maul halten und meinen Vorschlag anhören wollt, so will ich keine Anzeige machen, sondern so thun, als ob ich die ganze Scene nicht gesehen hätte. Ein paar Tage vor einer großen Schlacht muß man Euch Gelbschnäbeln durch die Finger sehen."

„Den Vorschlag, Papa Lajolais, den Vorschlag!" tönte es von allen Seiten.

„Ja so! — Nun hört mich an. Ich denke mir die Beilegung so. Was zwischen den beiden Tollköpfen da gesagt worden," demonstrirte der Sergeant, „ist von einer Beschaffenheit, daß es nur mit einer Kugel oder mit einem Säbelhieb über den Kopf ausgeglichen werden kann; warum soll aber diese Kugel von der brudermörderischen Hand eines Landsmannes abgeschossen, dieser Hieb von der Hand eines Kameraden geführt werden? Ist's nicht ehrenhafter, ehrlicher, für's Vaterland ersprießlicher,

wenn die Kugel aus dem Rohre eines österreichischen Landwehristen kommt, wenn der Säbel von einem Hußaren oder Dragoner der „Käserlicks“ *) geführt wird?“

„Wie meinen Sie, Sergeant?“ fragte Leclerc, der aufmerksam zuhörte.

„Es kann keine vierzehn Tage mehr dauern,“ fuhr das alte Kriegs-Orakel fort, „so muß es zu einer Schlacht kommen und daß es eine große, sehr große werden wird, dafür bürge ich. Der kleine Korporal wird's den Oesterreichern einbringen, daß sie ihn zum Rückzuge über die Donau zwangen.“

„Wir sind nicht gezwungen worden!“ riefen die Soldaten.

„Wenigstens nicht von den Oesterreichern!“

„Die angeschwollene Donau war Schuld!“

„Die schlechten Brücken!“

„Ja, ja, — was Ihr wollt,“ gestand der alte Krieger zu, „Thatsache ist's, daß die Oesterreicher auf dem Schlachtfeld blieben und wir nicht. Das zahlt ihnen der Kaiser heim, oder ich müßte nichts vom Kriege verstehen. Mort de ma vie! und ich marschire doch schon zehn Jahre mit ihm in der Welt herum.“

---

*) Französische Aussprache des Wortes „Kaiserliche.“

„Zur Sache! zur Sache!" drängten die Andern.

„Nur Geduld, Ihr Lärmmacher," — replicirte der Sergeant; „an einem solchen Tage nun läßt sich ein Zweikampf veranstalten, wie er eines französischen Soldaten würdig und zugleich für's Vaterland zweckdienlich ist. Es zeigt sich irgendwo ein Punkt, der gewonnen werden muß, — eine Schanze, ein Geschütz ein Verhau, — da treten die beiden Kämpfer, die vorm Beginn der Schlacht immer neben einander marschiren müssen, vor die Fronte, rufen: En avant! und stürmen auf das fragliche Object los. Wer zuerst dasselbe erreicht, die Schanze oder das Verhau ersteigt, das Geschütz wegnimmt, hat gesiegt. Wir haben diese Art des Zweikampfes in Italien erfunden, wo wir die Cascine, wie man dort die großen einzelnstehenden Höfe nennt, einen nach dem andern den Oesterreichern abnehmen mußten. Der Ueberlebende holt sich durch eine solche That gewöhnlich das Ehrenkreuz, — noch gewöhnlicher fallen alle Beide, — das ist um so schöner und ihr Name lebt dann ruhmvoll fort in den Reihen der Kameraden, und beim Wachtfeuer erzählt man mit Stolz, daß die Gefallenen von den unseren waren."

„Sehr gut! sehr schön!" riefen die Soldaten mit Bewunderung.

„Papa Lajolais ist ein Salomon!“

„Danke, danke!“ rief der Geschmeichelte, die Hand salutirend an die Mütze legend, „und nun frage ich Euch zwei, Amadée Leclerc und Henri Argout, wollt Ihr meinen Vorschlag annehmen?“

„Ich für meine Person ja,“ sagte der Sohn des Girondisten.

„Ich desgleichen,“ setzte Grain-Bonbon hinzu, „das ist ein Gottes-Urtheil.“

„Gut, das habe ich erwartet,“ meinte Papa Lajolais, „doch jetzt ist's unumgänglich nothwendig, daß Ihr beide Euer Ehrenwort gebet, bis zum Tage der Entscheidung Ruhe zu halten und keinen Krakehl anzufangen.“

„Unser Ehrenwort darauf!“ riefen die beiden jungen Männer.

„Gut, abgemacht!“ schloß der Sergeant die Debatte, „aber nun haltet nur alle säuberlich die Mäuler über die Affaire, damit wir keinen Verdruß haben; ich sehe soeben einen Ordonnanz-Officier des Oberst Pommier auf uns zukommen. Mannschaft, garde à Vous!“

Die Soldaten erhoben sich und standen militärisch stramm den Officier empfangend.

Dieser grüßte leicht und fragte dann:

„Voltigeur Henri Argout?“

„Hier!" antwortete der Sohn des Schauspielers vortretend.

„Sie werden mir sogleich zum Obersten folgen," sprach der Officier. „Kommen Sie. Den Anderen Adieu!"

Mit jener Disciplin, welche die Soldaten des ersten Kaiserreiches auszeichnete, gehorchte der junge Krieger und nahm sich nur eben Zeit, den alten Sergeant und die Kameraden mit einem Blicke des Abschiedes zu grüßen.

Er gelangte mit dem Officier zum Bataillons-Commando, um dort zu erfahren, daß eine Abtheilung Voltigeurs, zu denen auch er gehöre, unter einem Lieutenant eine Schaar von ungefähr hundert Gefangenen nach Wien zu escortiren hätten. Man nahm nur ein karges Frühstück, dann marschirte man ab.

Henri Argout murmelte aber vor sich hin:

„Der erste Theil der Prophezeiungen Thierry's, des Wahrsagers, ist wunderbar schnell in Erfüllung gegangen. Bin neugierig, ob das mit der schönen Dame sich eben so verwirklicht. Uebrigens müßte ich da ja die Schlacht und mein Duell mit diesem Coquin von einem Girondisten versäumen, — und ehe ich das thue, — ma foi! — eh' desertire ich; geschehe dann was da wolle!"

5. Kapitel.

Das Hauptquartier der Weißen.

Wir haben uns lang genug im Lager der „Blauen“ aufgehalten, wie man in Wien die Franzosen kurzweg nannte; es ist daher nicht mehr als billig, daß wir uns auch um die „Weißen“ umschauen, worunter man in der Kaiserstadt an der Donau nicht etwa die Armeen verstand, die im Marchfelde oder bei Komorn standen, sondern jene knorrige Volkspartei, die mit altösterreichischer Zähigkeit den Franzosen kein gutes Gesicht zeigte und ihnen, wo es nur immer anging, alle möglichen Hindernisse in den Weg legte.

Diese Partei war besonders in den Vorstädten stark vertreten, und je weiter man vom Centrum der Stadt gegen die Peripherie derselben, die sogenannten Linien gelangte, welche ganz Wien in einer Ausdehnung von 13 Stunden umschließen, desto rücksichtsloser sprach sich der Franzosenhaß aus, während die innere Stadt mit den Feinden französisch parlirte, im Theater an ihrer Seite saß, auf Bällen mit ihnen den Contredanse versuchte, überhaupt auf einem sehr jovialen Fuße lebte, was den Stadtleuten die Vorstädtler nie verziehen und

sie spottweise die „Blauangelaufenen" nannten. Die uniformirten Bürger versahen gemeinsam mit den Franzosen den Wachdienst und keine Franzosen-Patrouille durchstreifte die Stadt, der nicht ein Bürgersoldat beigegeben war, um in vorkommenden Fällen als Dolmetsch und Vermittler zu dienen.

Das Hauptquartier der „Weißen" war in der Vorstadt Lichtenthal im Gasthause „zum steinernen Löwen." Der Besitzer desselben Leopold Grundreiter hatte Anno 1805 in der Schlacht bei Austerlitz seinen einzigen Sohn verloren und haßte seither die Franzosen mit der ganzen Verbitterung eines alten kinderlosen Mannes. Er kümmerte sich auch nicht mehr viel um sein Wirthsgeschäft, sondern überließ dessen Leitung einem pfiffigen Kellner „aus dem Reiche," wie man damals sagte, und der Schwabe, dessen Elternhaus beim Einrücken der Franzosen niedergebrannt wurde, flüchtete sofort mit seinem Franzosenhasse vom Neckar in die Stadt an der blauen Donau, wo er allmälig zum Hausknechte und Kellner avancirte und jetzt den Kunden des „steinernen Löwen" den ausgezeichneten Wein einschänkte, den sein Herr in den mächtigen Kellern von Nußdorf liegen hatte. Von weit und breit kamen die Leute zum „steinernen

Löwen," um den köstlichen Wein von Grinzing, Weidling, vom Nußberg und von Klosterneuburg zu holen, welcher damals noch echt und zu Preisen ausgeschänkt wurde, die ein jetziger Wiener nicht begreifen würde.

Deshalb wurde das einzige Gastzimmer des „Löwen" nie leer von jenen Verehrern des edlen Rebensaftes, welche man hier zu Lande „Weinbeißer" nennt und welche besonders in vorgerückterem Alter die österreichischen Landesfarben durch ihre weißen Haare und rothen Gesichter mit Stolz präsentiren. In der „Löwengrube," wie man das einfache Zimmer hieß, das außer einem alten Krucifix mit dahinter steckendem Palmbusch, keinen Schmuck aufzuweisen hatte, an höchst primitiven Tischen auf glattgewetzten Bänken saßen Wasser-Arbeiter, Holzscheiber und deren Weiber; Bürger und Bauern ruhig nebeneinander, die mitgebrachten Victualien, Wurst und Käse auf dem Papier zertheilend, denn der alte Löwenwirth führte keine Küche, lieh auch keine Teller, nur das Brot schnitt Konrad, der Kellner, den hungerigen Gästen in großen Stücken zu.

Am Johanni-Tage (24. Juni) des verhängnißvollen Neuner-Jahres ging es beim „Löwen" besonders laut her, das Gastzimmer war zum Erdrücken

voll und conversirten die Gäste so lebhaft miteinander, daß ein zum Heurigen wandernder Clarinettspieler den Ort für geeignet hielt, ein paar Groschen zu verdienen.

Er pflanzte sich zwischen die Thüre, setzte mit einer kurzen Verbeugung sein Instrument an den Mund und begann eine jener ausgelassenen Weisen zu spielen, welche der Wiener „Linzertänze," oder „Tänze" schlechtweg nennt, die man in allen Kneipen und Gärten der Vorstädte und vor den Linien hört und welche gewöhnlich mit Füßestrampfen, Händeklatschen und Jauchzen accompagnirt werden.

Diesmal aber erregte die lustige Melodie des Clarinettspielers nur den Unwillen der Gäste, heftiges Zischen ertönte ringsum und „Konradin von Schwaben," wie man den Kellner nach einem Ritterschauspiele getauft hatte, welches damals im Theater an der Wien Sensation erregte, riß dem Erschrockenen das Instrument vom Munde weg, während er schwäbelnd dem wandernden Virtuosen erklärte, es sei eine Schande und ein Spott, so lustig aufzumusiciren, während das Vaterland in Trauer und der Feind in der Stadt wäre.

Die patriotische Standrede des schwäbischen Demosthenes fand bei den Bürgern und Männern aus dem Volke gewaltigen Anklang. „Bravo! Recht

hat er! Die Schwaben sind gescheidte Leute!" erklang es von allen Tischen; der ambulante Künstler aber fühlte sich durch die Schmach, die man ihm anthat, beleidigt, er wollte zeigen, daß sein Instrument auch zu was Besserem als zu Tanzweisen tauge, setzte die Clarinette abermals an den Mund und begann die Melodie des populärsten jener Wehrmannslieder zu spielen, welche der Wiener Tyrtäus, Heinrich von Collin,*) eigens für diesen Krieg geschrieben und die beim Volk und im Heer außerordentlichen Anklang gefunden. Die erste Strophe des Liedes, das der Clarinettist aufspielte, lautete:

„Weil ich ein Wehrmann bin
„Geht's mir nach meinem Sinn;
„Herrliches Oesterreich,
„Was kommt Dir gleich?
„Ich kämpf' mit tapf'rer Hand
„Für Dich, mein Vaterland,
„Mich trennt von Dir kein' Noth,
„Nichts als der Tod!"

---

*) Heinrich von Collin, geboren 1772 zu Wien, gestorben ebendaselbst 1811, Verfasser der werthvollen Trauerspiele Regulus, Coriolan, Polyxena, Balboa, Bianca della Porta, Mäon, Horatier und Curiatier, ist einer der besten österreichischen Dichter, und wird mit Recht den Klassikern beigezählt Sein Denkmal befindet sich am linken Seiten-Altar der Carlskirche zu Wien.

Bei den ersten Takten des Liedes war die ganze Versammlung wie umgewandelt. Man muß die Vorliebe des Oesterreichers für volksthümliche Weisen kennen, um zu begreifen, daß die Gäste des „steinernen Löwen," als sie diese Melodie hörten, die ganz ihrer Stimmung entsprach, in eine Aufregung geriethen, die sich von Note zu Note steigerte, — bei der Stelle „Ich kämpf' mit tapf'rer Hand für Dich mein Vaterland," sang die halbe Stube, beim Schluß die ganze mit und als der Refrain wiederholt wurde:

„Mich trennt von Dir kein' Noth,
„Nichts —! nichts, als der Tod!" —

da brüllten Alle wie rasend zusammen, schwangen die Weingläser, stießen sie klirrend aneinander, als ob es Schlachtschwerter wären und trommelten mit den Fäusten auf den Tischen dazu, daß es wie ferner Kanonendonner erklang und der Clarinettspieler die höchsten Töne aus seinem Instrument holen mußte, um diesen Höllenlärm zu überblasen.

Aber nicht weit von der Stätte dieses Spektakels saßen Männer beisammen, deren Ohren dieses Brouhaha höchst unangenehm klang. Es waren durchwegs Honoratioren vom Grund, die sich im Garten des Wirthes, der an das Haus stieß, im

„Salettl bei der Kegelstatt“ *) versammelt hatten und unter dem Vorwand, ein Glas Extra-Wein zu trinken und „Lavinett“ zu scheiben, ihre seit Langem vorbereiteten Pläne discutirten.

Den Vorsitz führte der Löwenwirth, der eigentliche Agitator aber war unser alter Freund, Herr Jakob Totzenauer, der Thorwartl vom „blauen Herrgott,“ der mit seinem Schwiegersohne Koloman Schindler gekommen war, um den Berathungen beizuwohnen; er hatte auch drei, vier Nachbarn mitgebracht, Hernalser Grundholden mit wenig intelligenten aber entschlossenen Gesichtern, außer diesen zählte man Handwerksleute, Schlosser und Schmiede, aber außer dem Löwenwirth nur einen einzigen Hausherrn, einen Neffen des Baron Puthon, der immer mit seinem Oheim zerfallen aus seinem Franzosenhasse keinen Hehl machte. Der Neffe, der sich Baron Puthon nennen ließ, ohne es zu sein, besaß ein Haus nächst der großen Puthon'schen Realität an der Donau, und hatte seinen Hausmeister mitgebracht, einen riesengroßen, athletisch gebauten, baumstarken Mann, der aber nur einen Arm, den rechten besaß, in den linken hatte ihn zur Zeit, als er noch bei den Kürassieren

---

*) Gartenhäuschen an der Kegelbahn.

diente, ein Pferd gebissen und die Wunde artete derart aus, daß der Arm abgenommen werden mußte. Der Groll des alten Kürassiers datirte von Ulm, wo Mack 1805 die schmachvolle Capitulation abgeschlossen hatte, und er mitgefangen wurde. Im nächsten Jahre verlor er den Arm, trat aus dem Militär-Verbande und ward Hausmeister bei dem Baron „Pepi Puthon.“ Der „Einhandler,“ wie man den verstümmelten Reitersmann allgemein nannte, galt bei den Holzarbeitern am Wasser, den sogenannten „Strablern,“ wie überhaupt in den untersten Volksclassen als eine Autorität, ein Orakel, — er konnte von Wein und Bier ungeheure Quantitäten vertragen und die Kraft seines einzigen Armes war so groß, daß er einen im Trab fahrenden Wagen sammt den Pferden aufzuhalten vermochte, indem er in die Speichen eines der rückwärtigen Räder griff. Diese Kraftprobe machte der „Einhandler,“ so oft man es von ihm verlangte, gegen eine Entschädigung von 5 Maß Wein, die er dann auf einem Sitze austrank. Allerdings wurde er dann ein wenig einsilbig, aber sonst merkte man keine Spuren des genossenen Uebermaßes. Auch heute war Herr Lorenz, — so sein Taufname, — gewaltig einsilbig, — aber man hatte ihn der Berathung beigezogen, weil

man seinen Einfluß auf die Raufer und Saufer der Holzgestätten kannte, denen er als ein würdiges Muster vorleuchtete.

„Hören Sie, meine Herren, den Jubel, der drüben im Gastzimmer herrscht," sprach der Wirth vom „steinernen Löwen," „können Sie eine bessere Stimmung verlangen, um endlich loszuschlagen?"

„Dreinschlagen!" murmelte der Hausmeister.

„Nicht eine bessere Stimmung, bessere Nachrichten brauchen wir," sagte der Baron Puthon, „denn das, was man von unserer Armee erfährt, lautet ziemlich trübe; wenn ich auch die französischen Großthuereien und Windbeuteleien nicht glaube, die uns die „Wiener Zeitung" alle Tage von neuen Siegen der Blauen verkündet, so ist's doch kein Zweifel, daß wir auf der ungarischen Seite Schläge bekommen haben, das beweisen die eroberten Kanonen, Fahnen und Waffen, die man nach Wien bringt, die gefangenen Soldaten und die erbeuteten Pferde, die man tagtäglich hier durchführt. Was sollen wir also thun?"

„Dreinschlagen!" sagte Herr Lorenz lauter.

„Bravo! ja! Der Einhandler hat Recht!" rief der Wirth vom „Häuserl am Rain" und seine Hernalser Freunde und die jüngeren Männer der Ver-

sammlung gaben ebenfalls ihre Zustimmung zu erkennen.

Aber Herr Jakob Totzenauer, der Thorwartl vom „blauen Herrgott,“ schüttelte energisch den Kopf.

„Halt' der Herr Lorenz das Maul, bis er gefragt wird,“ rief der Baron Pepi Puthon seinem Hausmeister energisch zu, „und Sie, meine Herren, seien Sie nicht zu hitzig, sondern hören Sie, was Papa Totzenauer sagt.“

„Wir haben uns verrechnet,“ meinte der alte Thorwartl vom „blauen Herrgott“, „wir meinten, daß schon in den nächsten Tagen nach irgend einer entscheidenden Waffenthat die Kaiserlichen zugleich bei der Tabor- und bei der Marxer-Linie hereinkommen würden, — da hätten wir dann mit eingreifen können in die Action. Es scheint aber schief zu gehen, — wenigstens rührt sich im Marchfelde nichts, — die Franzosen bekommen täglich Verstärkungen, aus Steiermark rücken neue Regimenter nach, aus Oberösterreich ebenfalls. Wir sind zu schwach, sollen wir vom Grund mit der ganzen französischen Armee raufen? Sie werden uns die ganze Vorstadt anzünden.“

„Alles eins!“ rief ein riesiger Schlosser, „und wenn Alles in Fransen aufgeht, wir müssen dreinschlagen.“

„Ja, dreinschlagen!“ brummte Herr Lorenz, der Einhandler.

Im selben Augenblicke erhob sich auch in der Gaststube ein fürchterlicher Tumult. Wuthschreiend kamen die Gäste herüber und riefen:

„Wo ist der Löwenwirth?“

„'S ist niederträchtig!“

„Diese elenden, erbärmlichen Franzosen!“

„Was gibt's?“ fragte Grundreiter, der alte Franzosenfeind.

Alle wollten zugleich reden; es waren Buben, Männer und Weiber, welche die schlimme Post gebracht hatten; eine Abtheilung von Franzosen, etwa zwanzig Mann stark, hatte bei hundert österreichische Gefangene durch die Vorstadt transportirt, es waren größtentheils Landwehrmänner, für welche sich das Volk ganz besonders interessirte, weil fast jeder Weib und Kind zu Hause hatte. Am Thury-Brückl nächst der Kapelle hatten sie Halt gemacht und sich am Ufer des Alserbaches gelagert. Von allen Seiten brachten ihnen mitleidige Nachbarn Brot, Suppe, Wasser und ein Mädchen trug ihnen einen Krug voll Wein zu. Als nun die Oesterreicher den Wein trinken wollten, sagten die Franzosen, für die Gefangenen sei Wasser gut, der Wein gehöre ihnen, darüber sei nun ein Streit

entſtanden, bei welchem der Wein verſchüttet wurde und die erbitterten Franzoſen hätten den Krug auf dem Kopfe eines Landwehrmannes zerſchlagen, der jetzt blutend, halbtodt an der Kapelle liege, kein Lebenszeichen von ſich gebend. Die ganze Vorſtadt ſei in Aufruhr, Flüche und Verwünſchungen regne es auf die Franzoſen, die überall nach einem Wagen ſuchten, um den Halbtodten mitzuführen; allein die Leute wollten den Gefangenen nicht ziehen laſſen, ſondern verlangten, daß derſelbe in's Spital gebracht werde. Man ſei bereits hart aneinander gerathen, und es ſtehe zu glauben, das Volk werde mit den Franzoſen handgemein werden.

„Das wollen wir ja!" rief Koloman Schindler, der in wilder Wuth aufflammte, „habt Ihr's gehört, Brüder, — dieſe Franzoſenhunde nehmen einem Gefangenen den Tropfen Wein weg, den ihm mitleidige Landsleute ſpenden, ſie ermorden einen Mann, um den daheim ein armes Weib und hungernde Kinder jammern. Sollen wir uns das gefallen laſſen?"

„Nein! nein!" brüllte der Haufe.

„Dreinſchlagen!" ſchrie der einhändige Hausmeiſter mit einer Stimme, die den ganzen Tumult übertönte.

„Dreinschlagen! todtschlagen!“ hallte es nach in dem erbitterten Volke.

Vergebens suchten Totzenauer und der Baron Pepi Puthon die wilde Meute zu halten, es war nicht mehr möglich; Alles drängte zum Hause hinaus und eilte in wildem Tumult dem Platze zu, wo der verwundete Landwehrmann liegen sollte.

6. Kapitel.

Der Ueberfall.

Die Vorstadt Lichtenthal, mit dem was damals dazu gehörte: Thury, Althan und Michelbaierischer Grund, hat sich von jeher durch die Urwüchsigkeit und Derbheit ihrer Bewohner ausgezeichnet und hier so wie in der Roßau und am Donau-Gelände hat sich der echte Wiener Typus der untern Classen, der in den andern Vorstädten häufig mit slavischen, ungarischen und wälschen Elementen gemengt ist, am reinsten und unverfälschtesten erhalten.

Allerdings ersetzten diese Bezirke ihre Deficite nach Türkenbelagerung, Krieg und Pest immer aus dem Reiche, aus Deutschland; ganze Schiffe voll lustiger, fleißiger, ehrlicher Schwaben kamen die Donau herab und setzten sich fest in den verlassenen Häusern, deren Bewohner der Türken-Säbel, die

Pest oder der Hunger hinweg gerafft hatten, der Kindersegen der Schwaben ist in Deutschland bekannt, — die gütige Mutter Donau, die sie nach Oesterreich beförderte, nährte sie auch — sie wurden Holzflößer, Gärtner auf dem angeschwemmten Boden, Weinbauern auf den Rebenhügeln, die sich am Strome hinziehen. Andere trieben Gewerbe und Handwerke, aber Alle brachten sich ehrlich fort und ließen ihren Landsleuten am Neckar und an der Tauber, am Boden- und Feder-See Nachricht zukommen, wie leicht im Oesterreicher-Lande in der schönen Stadt Wien das Geld zu verdienen sei, — und immer neue „Schwaben" kamen nach aus dem Reiche; auch jene Krieger aus Deutschland, die mit dem Herzoge von Lothringen, dem Markgrafen Ludwig von Baden, dem Churfürsten Max Emanuel von Baiern und dem Prinzen Eugenius nach Ungarn und in die Türkenkriege gezogen, ihre Haut heil heimbrachten, kehrten gewöhnlich nicht in's heilige römische Reich deutscher Nation zurück, sondern blieben in Ofen, am liebsten aber in Wien sitzen. Auf den Kopf gefallen sind sie auch nicht die Schwaben, der Ausdruck „ein gescheidter Schwab" ward gar bald in Wien gang und gäbe, — der Wiener Bürger, so reich er war, gab sein hübsches blühendes Kind gerne dem gesunden, sittsamen, bescheidenen Reichsgliede, dem

arbeitsamen Handwerker, dem stattlichen Reitersmanne, der bei Zentha oder Belgrad mitgethan, so kam Haus und Hof in die Hände der Schwaben und sie bewiesen sich nie undankbar; — Wien dankt ihnen jenes urdeutsche, herzliche, gemüthliche Wesen, das den Fremden so anheimelt, — seine Lust an Lied und Schaugepränge, sein poetisches Gefühl für Alles, was schön und gut ist.

Auch dem Landesherrn blieben sie stets anhänglich, — im Jahre 1848 waren die Holzarbeiter in der Roßau, Spittelau u. s. w. die einzigen, welche sich der Bewegung ferne hielten und sich selbst als „Schwarzgelbe" bezeichneten. Aus jenen Tagen aber, wo Louvois und Mélac die Rheinpfalz verwüstet hatten, war ihnen ein grundehrlicher Franzosen-Haß geblieben und als die Schwaben in Wien längst zu Oesterreichern, zu Wienern geworden waren, pflanzte sich traditionell dieser Haß gegen alles französische Wesen vom Vater auf den Sohn und Enkel fort.

Wir mußten diese kleinen historischen Erörterungen vorausschicken, um für den nicht wienerischen Leser das Verständniß des Folgenden zu erleichtern.

Die aufgeregte Schaar, welche aus der Gaststube des „steinernen Löwen," aus dem Salettl und aus dem Garten gestürzt war, fand die Straße in nicht min-

derer Aufregung; wüst schrieen die Leute durcheinander:

„Da kommen sie schon!"

„Die armen Gefangenen!"

„Das muß man mit ansehen; das Herz könnt Einem brechen!"

„Warum leiden wir's!"

„Schlagen wir sie todt, die Hunde!"

„Habt Ihr denn die Courage dazu?" rief plötzlich eine Stimme, welche alle anderen überschrie.

Es war die des Einhandlers, des Hausmeisters von Baron Pepi Puthon.

„Ja, Herr Lorenz, ja!" brüllte der Haufe, der ihn im Nu von allen Seiten umgab, „wir hauen die Franzosen auf Krennfleisch zusammen."

Janhagel nimmt bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich den Mund etwas voll.

Der Wirth vom „Häuserl am Rain" vermochte kein Wort heraus zu bringen, Rauflust, Rachedurst und Wuth schnürten ihm die Kehle zusammen, — sein Gesicht war dunkelroth.

Die Herren Totzenauer und Grundreiter hielten sich, wie es für ältere Herren paßt, bescheiden im Hintergrunde und überließen den jüngeren Leuten die Action.

„Kann ich mich auf Euch verlassen?" fuhr der

riesige ehemalige Kürassier fort, „werdet Ihr mich nicht im Stich lassen, wenn ich mich auf die Franzosen stürze?"

„Nein, nein, Herr Lorenz! wir sind Alle dabei!" riefen die handfesten Lichtenthaler.

„Nun gut, so paßt auf, was ich Euch sage."

Stille ward's und der ehemalige Soldat gab seiner Schaar rasch einige strategische Andeutungen, die wir bei ihrer Ausführung kennen lernen werden.

Wir wollen nur mit wenigen Worten den Kriegs-Schauplatz schildern. Die Straße war unter dem „steinernen Löwen" damals noch schmaler als jetzt, weil seither einige Häuser zurück gerückt wurden. Vor dem Hause des Milchmaiers Anton Lobsam stand gleichwohl ein hochbeladener Heuwagen, der nicht zum Thore hinein konnte und den man auf der Gasse hätte abladen und das Kühfutter in's Haus tragen müssen. Allein die Knechte des Milchmaiers, die damit beauftragt gewesen wären, hatten Wagen und Pferde stehen gelassen und rannten dem Franzosen-Rummel zu.*)

Auf dem oberen Theile der Straße, welche durch den Heuwagen mehr als zur Hälfte versperrt war, stellten sich die entschlossensten Männer dieses

*) Getreu nach den Untersuchungs-Acten.

improvisirten Aufstandes auf, die anderen, besonders Lehrjungen und junge Gesellen schoben sich theils durch den engen Raum, den der Wagen noch frei ließ, theils kletterten sie über das Heu hinweg und zogen den Franzosen entgegen, die mit ihren Gefangenen langsam die Straße heraufmarschirten.

Den Zug eröffnete eine Abtheilung von sechs Mann, mit einem Corporal an der Spitze, hierauf kamen paarweise die österreichischen Gefangenen, größtentheils Landwehrmänner, bärtige, trotzige Gestalten im Mannes-Alter; hinter ihnen folgte eine Arrièregarde von zehn oder zwölf Mann.

Eine zahllose Menschen-Menge flankirte links und rechts den Zug, der in der engen Straße nur mühsam vorwärts kam.

Es war ein Glück, daß die Franzosen die Zurufe nicht verstanden, welche ringsum im reinsten Lichtenthaler-Deutsch ertönten:

„Ui, da kommen die Franzosen!"

„Werden bald anders pfeifen, die Blaumeisen!"

„Nicht wahr! der Erzherzog Karl hat Euch den Buckel gehörig ausgeklopft."

„Ist eine schöne Gegend bei Aspern?"

„Dem französischen Kikeriki haben's dort die Federn ausgerupft."

So tönte es wild durcheinander, aber der einzige Mann, der seinen Kameraden diese Spottreden hätte übersetzen können, Grain-Bonbon, der sich unter der Abtheilung an der Spitze des Zuges befand, zog es vor zu schweigen, um die ohnehin gereizte Stimmung seiner Kameraden nicht zu erhöhen.

Mit einem Male intonirte ein Bindergeselle, ein Brandenburger, der bei dem Meister Johann Wlček auf dem Althan in Arbeit stand, ein Lied, das man im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gemacht, allerdings zu Ehren des Preußenkönigs, das aber halb und halb auch hier zur Situation paßte. Das Lied begann mit folgenden Worten, in welche sämmtliche Arbeiter und Lehrjungen, denen der Text wohl bekannt war, jubelnd einstimmten:

Wenn unser Vetter Friederich
Klopft an an seine Hosen,
Da springt die ganze Reichsarmee,
Da laufen die Franzosen!

Schallendes Gelächter, wildes Halloh folgte diesem Spottgesang. Die Franzosen, welche den Text mehr erriethen, als verstanden, wenn ihnen auch vielleicht die Melodie des alten Dessauer-Marsches, nach welcher der Schelmenvers gesungen

ward, nicht unbekannt war, wagten gleichwohl gegen die drohende Volksmenge nichts zu unternehmen, sondern zogen, eine Verwünschung murmelnd, ihres Weges.

Der Vortrab hatte die schmale Stelle der Straße zwischen dem Heuwagen und der Wand des gegenüber liegenden Hauses passirt, die Gefangenen folgten und als die letzten zwei d'rüben waren, rief eine Stimme jenseits des Wagens ein gellendes:

„Jetzt!"

Dieses Signal hatte der Einhandler nur abgewartet; längst stand er in Bereitschaft, die Achsel des linken Armes gegen den Heuwagen gestemmt. Als der Ruf von jenseits ertönte, machte er einen gewaltigen Ruck, hob den Wagen und warf ihn um, so daß er mit seinem Heu wie eine Barrikade die Straße absperrte. Gleichzeitig schnitten die Gesellen und Lehrjungen auf der anderen Seite die Pferdestränge durch und die frei gewordenen Thiere, sich scheuend vor der Volksmenge und dem gewaltigen Lärm, begannen auszuschlagen und sich zu bäumen, dadurch die Verwirrung in dem Theile der Straße jenseits des Heuwagens noch vermehrend.

Der geheime Kriegsplan des Hausmeisters vom Baron Pepi Puthon war vollkommen gelungen.

Er hatte die beiden Abtheilungen der Franzosen vollständig von einander getrennt, und zwar war es die schwächere, die ihm zuerst in die Hände fiel, wobei ihn obendrein die gefangenen Landwehrmänner unterstützen konnten.

Kaum war also der Wagen gefallen, so richtete sich der Einhandler auf und brüllte:

„Loslassen die prisonniers! loslassen!"

„Auslassen die Gefangenen! auslassen!" heulte der Volkshaufe.

Die Gefangenen stutzten, sie wußten nicht, was das zu bedeuten habe.

Der Corporal aber, der die Avantgarde commandirte, fällte das Bajonnet und während die übrigen sechs Mann seinem Beispiele folgten, fragte er trotzig:

„Qu'est ce que vous voulez, bougres!"*)

„Selbst Bougre!" erwiderte der Einhandler und packte den Franzosen, während ihm der Hernalser Wirth in's Gewehr griff, beim Kragen, — im nächsten Augenblicke lag der Corporal auf der Erde; — es war kein Jubel, es war das Geheul wilder Rothhäute, mit denen das Volk den Fall des Franzosen aufnahm, der zugleich das Signal

---

*) „Was wollt Ihr, Ihr Lumpenhunde?"

zum allgemeinen Angriffe gab. Im Nu war Alles handgemein, — die Soldaten waren nicht im Stande, von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, da sie in dem enggepreßten Haufen nicht die Mündung des Rohres senken konnten, sie mußten sich begnügen, mit Kolben und Lauf zuzuschlagen, was sie auch aus Leibeskräften thaten, während es von allen Seiten Schläge und Püffe auf sie regnete.

Den verdutzten Gefangenen aber rief man zu:

„Lauft, Landsleute, macht, daß Ihr fortkommt, in jedem Haus findet Ihr Unterkunft und Kleider, daß Ihr entfliehen könnt!“

Etwa zwanzig bis dreißig machten von dieser Andeutung auch Gebrauch, verloren sich in der Volksmenge und verschwanden in den Durchhäusern und Seitengassen, an denen jene Gegend reich.

Die Mehrzahl der Gefangenen blieb jedoch, in schwerfälliger österreichischer Ehrlichkeit. Sie konnten sich's nicht rasch genug überlegen, ob sie die Situation ausbeuten sollten, und als sie es thaten, war's bereits zu spät.

„Zu spät!“ die alte österreichische Unglücksformel.

Denn der ganze Ueberfall dauerte keine fünf Minuten.

Wir können leider nicht so rasch schildern, als

die Einzelnheiten dieses bewegten Momentes aufeinander folgten.

In dem Augenblicke, als der Einhandler mit seinem gewaltigen linken Arme den französischen Corporal gepackt hatte, um ihn zu werfen, packte ihn selbst ein anderer Soldat bei der Brust und schrie französisch:

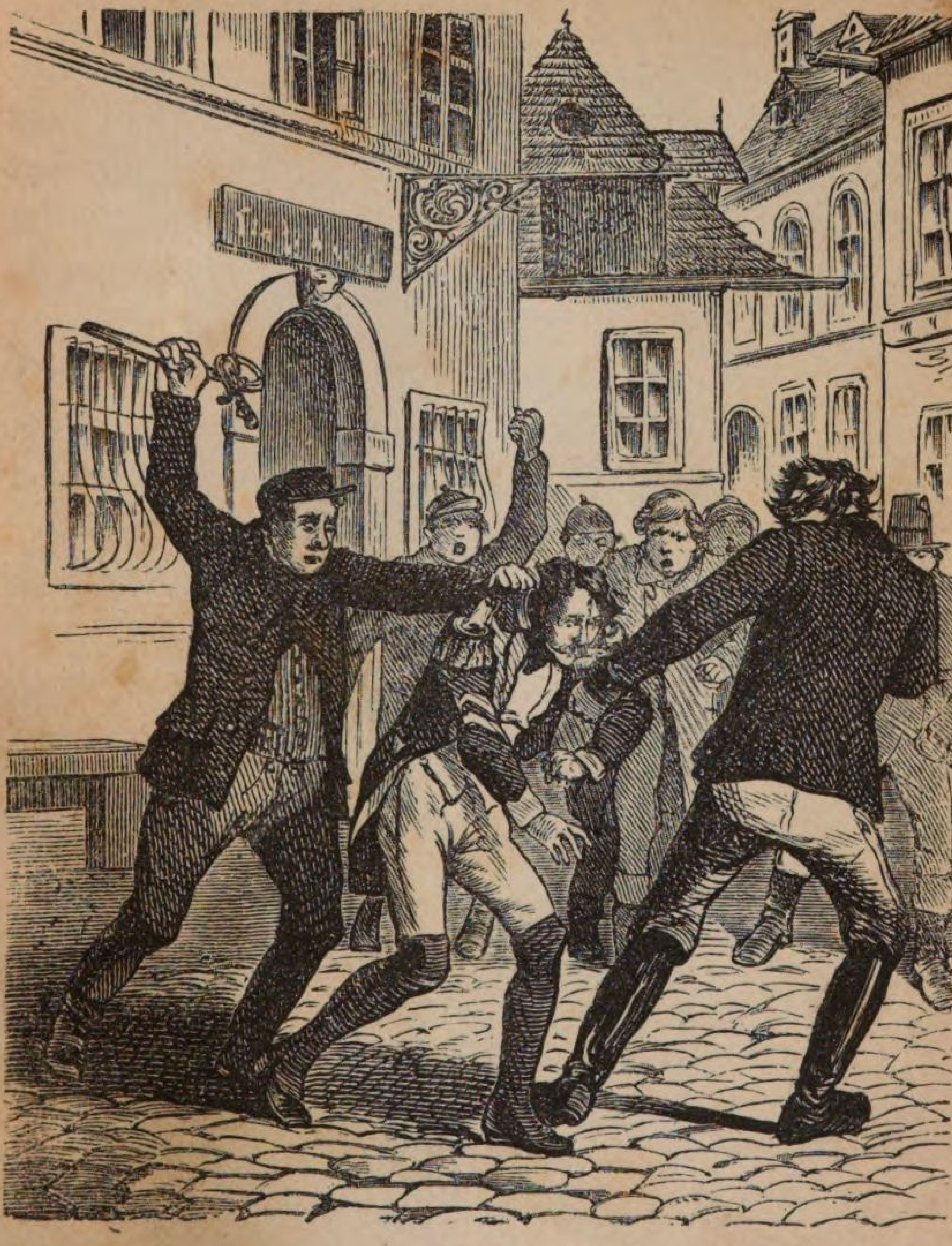
„Willst Du meinen Corporal loslassen, Hund?"

Beim Klange dieser Stimme wurde Koloman Schindler, der das Gewehr des Corporals erfaßt hatte, und der vor Kampflust glühte, leichenblaß.

Er ließ das Gewehr, das er dem Unterofficier aus der Hand drehen wollte, los, warf sich auf den Soldaten, der gesprochen, und einen Schrei ausstoßend, wie der hungrige Wolf, der sich auf die Beute stürzt, packte er seinen Gegner bei der Gurgel, so fest, als ob er ihn auf der Stelle erwürgen wollte.

Dieser ließ den Einhandler los und wendete sich gegen seinen neuen Gegner, und um dessen Hände von seinem Halse weg zu bringen, brauchte er die beiden eigenen, weshalb er sein Gewehr fallen lassen mußte, das sofort ein Schusterjunge aufhob und im Triumphe damit davon rannte.

Die beiden Gegner standen einander gegenüber und einer starrte in's bleiche Antlitz des Andern



Zur Seite 163.

wenn auch der Franzose in der Aufregung des Kampfes sich nicht besinnen konnte, wo er dies Gesicht schon gesehen, während der Wirth vom „Häuserl am Rain“ auf der Stelle den Mann erkannt hatte, der ihm das größte Herzeleid seines Lebens angethan, den Voltigeur Henri Argout, genannt Grain-Bonbon.

„Hierher, Hansel! hierher!“ rief er, wie toll, „wir haben ihn! wir haben ihn!“

Der Hansel, der wie ein Wilder raufte, gehorchte gleichwohl dem Rufe seines Herrn und drückte sich durch's Gedränge, allein bereits hatten Schindler und der Hausmeister Lorenz so auf den Franzosen losgeschlagen, daß diesen die Kräfte verließen und er betäubt zu Boden gesunken wäre, wenn nicht die beiden Gegner den Halbohnmächtigen fortgerissen hätten.

Rasch nahm der Hansel des Einhandlers Stelle ein, packte den andern Arm des bleichen, blutigen, fast bewußtlosen Voltigeurs und beide schleppten ihn vorwärts.

„Rasch! rasch! Der gehört uns!“ jubelte der rachsüchtige Wirth.

„Kann schon sein,“ erwiderte der Hansel, „aber tummeln (sputen) müssen wir uns, sonst kommen uns die Andern auf's Genick.“

„Recht hast Du! vorwärts!“

Denn die Rauferei hatte inzwischen eine andere Wendung genommen.

Die zehn Mann der Arrièregarde, welche jenseits der Barrikade nicht angegriffen worden waren, hatten wohl ein paar Augenblicke gestutzt, als sie den Spektakel auf der anderen Seite des umgestürzten Heuwagens hörten.

Aber im nächsten Momente ermannten sie sich mit der Bravour und dem echten Soldatengeiste des Franzosen, der den Kameraden in Gefahr nie im Stiche läßt.

Mit gefälltem Bajonnete, im Sturmschritt und unter wildem Kriegsgeschrei rannten sie auf die Heubarrikade los, links und rechts drückten sich die Leute an die Wand, um den Stürmern Platz zu machen, die über das Heu zu klettern suchten und sobald sie oben angelangt waren, einige Schüsse abfeuerten, die entweder zufällig oder absichtlich viel zu hoch gingen, da die Franzosen mit dem Volke in einem dichten Knäuel vermengt waren und von ihren eigenen Kameraden hätten getroffen werden können.

Dennoch thaten die Schüsse ihre Wirkung. Nach einem alten Spruche hat ein Mann, der mit einer geladenen Flinte bewaffnet ist, zehn Gegner in der

Tasche. Hätten die Raufer des Franzosen-Rummels im Lichtenthal Feuerwaffen besessen, sie würden vielleicht den Widerstand gegen die Blauen fortgesetzt haben, allein da sie sich nur ihrer gesunden robusten Fäuste erfreuten und höchstens irgend einen massiven Knüttel schwangen, so genügten die ersten Schüsse, die über ihren Köpfen krachten, um sie zum Rückzuge zu bewegen.

Vielleicht hätte noch ein energischer Mann die Weichenden zum Stehen bringen können; allein dem Einhandler hatte ein französischer Gewehrkolben ein tiefes Loch in den Kopf geschlagen und er lag blutend, ohnmächtig auf der Erde; der Wirth vom „Häuserl am Rain" hatte mit seinem Hausknechte im Verein den gefangenen Grain-Bonbon fortgeschleppt und die Herren Totzenauer und Grundreiter hatten, als die Schüsse fielen, es für gut befunden, sich mit den älteren Theilnehmern der Verschwörung in's sichere Asyl beim „steinernen Löwen" zu flüchten.

Führerlos, erschreckt vom Pfeifen der Kugeln begann die bislang siegende Volkspartei Kehrt zu machen und zu laufen. Bekanntlich gibt es nichts so Ansteckendes, Mitreißendes als die Flucht, und der Rückzug artete bald in ein so wildes Laufen aus, daß man in allen Nebengassen Leute sah, die davon rannten, als ob ihnen der Verfolger auf den

Fersen säße. In der ganzen Nachbarschaft wurden alle Hausthore und Gassen-Laden geschlossen, von Bezirk zu Bezirk lief wie ein Lauffeuer die Kunde, im Lichtenthal sei das Volk mit den Franzosen handgemein geworden, man wußte die Zahl der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten anzugeben und die abenteuerlichsten Gerüchte durchkreuzten die ganze Stadt.

Indeß beschränkte sich der wirkliche Verlust der Franzosen auf zwei Gewehre, das des Corporals und jenes von Grain-Bonbon, welche enttragen worden waren. Verwundungen waren überaus zahlreich vorgekommen, denn die Lichtenthaler hatten tüchtig drein geklopft, zum Glücke waren die Verletzungen keine schweren und tödtlichen; allein mit großem Aerger bemerkten die Franzmänner, daß ihnen dritthalb Dutzend ihrer Gefangenen fehlten, und daß mit ihnen auch ein Franzose, der lustige Grain-Bonbon, verschwunden war.

Von Seite des Volkes lag nur der blutende, ohnmächtige Hausmeister vom Baron Pepi Puthon auf dem Boden; alle übrigen Verwundeten hatten die Flüchtenden mitgenommen.

Wenn Kaiser Napoleon auch ein wenig übertrieb, als er sagte, jeder französische Soldat trage den Marschalls-Stab in seiner Patrontasche, so läßt

es sich doch nicht in Abrede stellen, daß jeder französische Corporal ein Stückchen von Strategen in sich fühlt und auch derjenige, dem die Führung des Gefangenen-Transportes anvertraut war, zog sich ganz gut aus der Affaire, als er den Rückzug anordnete.

Er forderte die gebliebenen Landwehrmänner bei ihrer Ehre auf, sich in ihr Schicksal zu fügen und unter Escorte zu bleiben, seine Mannschaft zog er rasch zusammen und marschirte im Eil-Schritte mit seinem ganzen Zuge zur Nußdorfer-Linie, wo ein größerer Posten lag, um das Vorgefallene zu melden und sein Verhalten dabei im schönsten Lichte zu zeigen, was ein französischer Soldat nie vergißt.

Eine Stunde später durchstreiften französische und Bürger-Patrouillen die Vorstädte Lichtenthal und Roßau nach allen Richtungen; man sah es den Franzosen an, daß sie für die Keckheit, mit der die Leute vom Wasser eine wenn auch noch so kleine Abtheilung der grande armée angegriffen hatten, gar zu gern ein wenig Vergeltung geübt hätten; allein es war nicht die mindeste Veranlassung dazu vorhanden. Alles verhielt sich ruhig, — den Einhandler hatte man in seine Wohnung geschafft, — und alle Nachfragen, wo die sich selbst ranzionirenden Landwehrmänner sammt dem verschwundenen

Voltigeur hingekommen seien, erwiesen sich als fruchtlos.

— — — — — — — — —

Wir erlauben uns aber, unseren Lesern in dieser Beziehung Aufklärungen zu geben.

Die Landwehristen, größtentheils Wiener oder aus der Umgebung von Wien, kannten in der Stadt und Vorstadt jeden Weg und Steg, alle Winkel und Verstecke, besonders aber jene langgestreckten Durchhäuser, an deren Stelle jetzt größtentheils prachtvolle Gassen getreten sind. Kein Wunder, daß sie mit Benützung der Oertlichkeit so schnell als es ging vom Schauplatz der erzählten Vorfälle sich entfernten, um so bald als möglich irgend einen Bekannten oder Verwandten aufzufinden, wo sie die Uniform ablegten und bürgerliche Kleidung anzogen, die ihnen selbst von wildfremden Leuten geliehen oder geschenkt wurde. Man wird diese Metamorphose um so weniger befremdlich finden, als es höchstens etliche dreißig Landwehrmänner waren, die sich in Civilisten verwandelten, während im Jahre 1848 nach der Einnahme Wiens durch die kaiserlichen Truppen binnen wenig Stunden die Uniformen der National-Garde und der Legion verschwunden waren, sammt den dazu gehörigen Czakos, Käppis und Calabresern, und daß die wieder in's Bürgerliche

übersetzten Wiener den Soldaten eines Windischgrätz und Jellacich mit dem früher so verpönten Cylinder, damals „Angströhren“ genannt, entgegen traten.

Damit glauben wir den Lichtenthaler Rummel, wie das Volk jenen Straßen-Vorfall bezeichnete, genügend erschöpft zu haben und wenden uns jenen Personen zu, die uns mehr interessiren.

Koloman Schindler und sein Hausknecht schleppten den halb bewußtlosen Franzosen, der das Opfer ihrer Rache werden sollte, zunächst durch eines der erwähnten Durchhäuser, — natürlich strömten Leute nach mit jener Neugierde, die der Wiener Pöbel, wie der einer jeden Großstadt zeigt.

Der Haufe wuchs von Gasse zu Gasse, und Schindler flüsterte seinem getreuen Hansl zu:

„Sie werden uns den Franzosen wegnehmen und erschlagen ihn vielleicht auf der Stelle.“

„Kann schon sein,“ meinte philosophisch der Hausknecht, „was liegt daran?“

„Nein, nein! Das wär' mir viel zu wenig,“ meinte der rachgierige Retzer. „Der Teufel hat ihn mir einmal in die Hände geführt und ich will's dem Hund vergelten, was er mir gethan hat, und wenn's mein Seelenheil kostet.“

In diesem Augenblicke hörte man das Knallen der Schüsse, welche die zweite Abtheilung der

Franzosen abfeuerte, als sie die Heuwagenbarrikade überkletterte. Der panische Schrecken, der die Unbewaffneten ergriff, theilte sich auch den Leuten mit, die hinter dem Gefangenen und seinen Führern drein zogen. Schreiend, schreckerfüllt, liefen sie davon, ohne sich weiter um das Schicksal des Franzosen zu kümmern.

Die Gasse, in welche das Durchhaus mündete, war die jetzige Salzergasse, in der sich neben den niedern Häusern auch Gärten befanden, die von der Straße durch Einfriedungs-Mauern getrennt waren, durch welche kleine Thürchen führten, eines derselben stand zufällig offen.

„Hier herein!“ rief der Wirth vom „Häuserl am Rain.“

Mit einem Riß brachte der Hausknecht den Franzosen in das Innere des Gartens, während Schindler nachsprang und die Thüre zuschlug. Dieselbe zeigte inwendig einen Riegel, den er rasch vorschob, und so befand man sich für den Augenblick in Sicherheit.

Es war höchste Zeit, denn der junge Franzose sank erschöpft zu Boden.

Mit einem Ingrimm, den wir nicht zu schildern vermögen, betrachtete der Schwiegersohn des Herrn Totzenauer sein Opfer.

Hansel der Hausknecht besah sich einstweilen den Ort, wo man sich befand.

Es war ein sogenannter „Ueberland-Garten.“ Reichere Bürger der inneren Stadt mietheten sich nämlich, da die Stadthäuser keine Gärten haben, einen solchen in der Vorstadt, wohin sie dann mit ihren Familien am Sonntage wanderten, als ob sie eine Landpartie gemacht oder „über Land“ gegangen wären. Landhäuser und Villen zu bauen oder über Sommer zu miethen, fiel damals den Wiener Bürgern nicht ein; sie begnügten sich mit ihren Ueberland-Gärten in der Vorstadt, die sie allerdings auf's Beste hegten und pflegten, und jetzt noch findet man deren, wie z. B. den Mareda-Garten am Schottenfelde, der den Namen Eldorado mit Recht verdient.

Ein solcher Garten war es nun, der die drei Männer aufnahm. Vorne von dem Einfriedungs-Rand, links und rechts von Feuermauern eingeschlossen, rückwärts an einen andern Garten stoßend, gestattete er dem neugierigen Blicke des Fremden von keiner Seite in das Innere des Hauses einzudringen.

Zudem war fast über den ganzen Garten ein grünes Dach gespannt, aus den Aesten der Aepfel-, Birnen- und Nußbäume. In einer Ecke gegen die

rückwärtige Planke befand sich ein grün angestrichenes hölzernes Gartenhaus, vor demselben stand ein leerer Kinderwagen und lagen im Grase diverses Linnen-Zeug nebst Spielsachen, Kipfeln und Milchgläsern.

Dieser Umstand machte es auch erklärlich, warum der leere Garten keinen verschlossenen Eingang hatte. Die Kindsmagd irgend eines reichen Bäckers oder Fleischers, dem der Garten gehörte, war mit einem oder mehreren Kindern hier gewesen und als der Spektakel anging und sie hörte, daß in der nächsten Gasse gerauft wurde, hatte sich die Erschrockene mit den Kindern so eilig geflüchtet, daß sie sich nicht Zeit nahm, die Gartenthür von außen abzusperren, um nur die Kleinen ihrer Herrschaft so schnell als möglich außer den Bereich der Gefahr zu bringen.

Man war also hier allein und vor der Hand auch sicher, da es nicht wahrscheinlich war, daß der Eigenthümer des Gartens oder irgend Jemand von seiner Familie in die durch den Franzosen-Rummel gefährliche Gegend kommen würde. Im schlimmsten Fall konnte man sich ja mit den Leuten verständigen.

Die beiden Oesterreicher ließen den ohnmächtigen Grain-Bonbon im Grase liegen und be-

riethen, was zu thun sei. Das heißt, der rachgierige Retzer entwickelte seinen Plan, den wir bei der Ausführung kennen lernen werden, und Hansel der Hausknecht sagte zu Allem: „Kann schon sein.“

Nach einer halben Stunde waren die Beiden im Reinen.

„Und nun geh',“ sagte Koloman Schindler, „und besorge Alles, wie ich Dir's aufgetragen habe.“

Hansel warf einen bedenklichen Blick auf den im Grase Liegenden und sagte:

„Wenn er aber früher zu sich kommt, als ich zurück bin?“

„Was weiter?“

„Dann ist der Herr mit dem Franzosen-Hunde allein.“

Schindler lächelte mit einem dämonischen Ausdrucke, während er murmelte:

„Und glaubst Du, daß ich mich vor ihm fürchten werde? Sei überzeugt, daß ich ihn in wenig Minuten abthun würde, wie einen tollen Hund.“

„Kann schon sein,“ meinte der Hansel, „aber was hat der Herr davon, wenn Er den Franzosen erwürgt, oder ihm sein Brodmesser in die Rippen rennt, — da kommen wir ja um unsere ganze Freude.“

Unter der „ganzen Freude“ verstand Hansel der

Hausknecht die Qualen, die man dem gefangenen Franzosen anthun, und an denen er seine Augen, sein rachgieriges Herz weiden wollte.

Frage man, warum der Hansel eine fast eben so große Erbitterung, wie sein Herr, gegen den unglücklichen Grain-Bonbon hegte, so müssen wir zur Steuer der Wahrheit sagen, daß es nicht die Dienertreue allein war, die den Hausknecht des „Häuserls am Rain" zu solch' wahnwitzigem Groll aufstachelte, sondern der Hansel, ein junger, gesunder Bursche, war in seine schöne Gebieterin bis über beide Ohren verliebt, und wenn er auch nie mit einem Worte, mit einem Blicke dieses Gefühl verrathen hatte wenn er auch nicht im Mindesten daran dachte, als Nebenbuhler seines Brodherrn aufzutreten, sondern schweigend seine Liebesglut in sein Innerstes verschloß, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß ein Franzose, ein Feind seines Landes, sich das mit Gewalt genommen hatte, was er in seinen kühnsten Träumen nur zu hoffen gewagt, mit einer solchen wahnwitzigen Wuth, daß sich Herr Koloman Schindler zu seinen Racheplänen keinen geeigneteren Henkersknecht wünschen konnte.

Und deshalb meinte er, daß wenn der Franzose blos einfach abgethan würde, ihnen beiden die ganze Freude verloren gehen würde.

„Du hast Recht, Hansel," erwiderte der Wirth vom „Häuserl am Rain," „wir wollen sicher gehen, ganz sicher."

Und er nahm den ledernen Schnallen-Riemen, der seine Hüften umgürtete und schnallte damit die Hände des Ohnmächtigen so fest zusammen, daß er dieselben unmöglich bewegen konnte.

Der Bewußtlose stieß ein leises schmerzliches Stöhnen aus.

Die Gesichter der beiden rachgierigen Männer verzerrten sich bei diesem Aechzen, das für ihre Ohren Wollust war, zu einem freudigen Grinsen.

„O wir werden viel Jux*) mit diesem Hunde haben!" meinte Schindler.

„Kann schon sein," entgegnete der Hansel, „aber jetzt gehe ich, um Alles in Ordnung zu bringen."

Der Hausknecht verließ den Ueberland-Garten durch die Thüre in der Wand und der Wirth vom „Häuserl am Rain" schob hinter ihm den Riegel wieder zu, den er nur auf dreimaliges Klopfen, wie man verabredet hatte, öffnen sollte.

Er war nun mit dem Franzosen allein; es war ein unheimlicher Moment.

---

*) Spaß, tolles Treiben norddeutsch: Jocus.

Langsam ging er nach dem Gartenhause, in dem sich einige plumpe Stühle befanden, nahm einen derselben und trug ihn bis zu der Stelle, wo der Franzose im Grase lag; dort stellte er neben demselben den Stuhl nieder, setzte sich darauf und begann mit starr darauf gerichtetem Auge die bleichen Züge des ohnmächtigen Voltigeurs zu mustern, indem er mit wildem Triumphe vor sich hinmurmelte:

„Ich muß mir das Gesicht genau studiren, damit ich mir's merke Zug für Zug. Und wenn dann das Kind zur Welt kommt, dann will ich in seinem kleinen Antlitz eben so forschen und grübeln, wie ich's jetzt thue, und finde ich, daß es nur ein Agamenerl*) von dem Schandfranzosen hat, dann werde ich trotz meines gescheidten Schwiegervaters wissen, was ich zu thun habe. Dann soll der Bankert sterben, wie jetzt sein Vater sterben muß, — der Herrgott hat ihn einmal in meine Gewalt gegeben, das hat unser Herrgott nicht ohne Grund gethan, und wenn mich gleich morgen neun und neunzig tausend Teufel quentelweis zerreißen, so will ich doch heute noch meine Wuth an dem Hunde

*) Argumenterl, österreichisch für: Auch nur ein Bischen.

auslassen, unser Herrgott soll mir nur heute noch helfen, — morgen kann mich wegen meiner der Satan holen. Amen!“

Man sagt, daß der Menschenblick die dämonische Kraft habe, wenn er sich fest auf die Augen eines Schlummernden richtet, diese zu zwingen, daß sie sich öffnen.

Die Bewußtlosigkeit ist wohl nur eine Schwester des Schlafes und vielleicht ist jene dämonische Kraft auch gegenüber dem Ohnmächtigen wirksam, besonders, wenn das Auge, das sich auf das Antlitz des Bewußtlosen richtet, so unheimlich, boshaft und grausam blickt, wie das des rachsüchtigen Wirthes vom „Häuserl am Rain.“

Gewiß ist's, daß unter dem Blitzen dieser unheimlichen Augen der gebundene Franzose endlich die seinigen aufschlug und murmelte:

„Où suis-je?“ *)

„Hier wird nichts französisch parlirt,“ polterte Koloman Schindler, „wenn Du mit mir reden willst, so rede deutsch, Franzosen-Hund, daß Du es kannst, weiß ich ja.“

Henri Argout starrte in das grimmige Antlitz des Mannes, der in diesem brutalen Tone mit ihm

---

*) Wo bin ich?

redete; er erkannte dasselbe Gesicht, welches ihm schon während des Kampfes in der Lichtenthaler Straße aufgefallen war, allein betäubt von den vielen Schlägen, die er auf den Kopf bekommen, vermochte er jetzt noch viel weniger als zuvor sich zu besinnen, wo er dieses Gesicht schon früher einmal gesehen hatte.

„Wo bin ich denn?“ wiederholte er in deutscher Sprache.

„In meiner Gewalt,“ erwiderte mit dem Ausdrucke wilden Triumphes der Retzer.

„Und wer seid Ihr?“

„Dein Feind, Dein Todfeind, — und Du Franzosenhund, bist mein Gefangener.“

„Man bindet einen Gefangenen nicht, wie einen Verbrecher.“

„Nein, — aber man gibt einem Gefangenen auch keine Ohrfeige, wie es Deine Kameraden einem braven österreichischen Landwehrmanne gethan.“

„Aber gebunden haben wir die Oesterreicher doch nicht.“

„Zugegeben, aber man bindet einen Hund, den man ersäufen, ein Schwein, das man schlachten will. Glaubst Du, elender Franzose, daß ich Dich für besser halte, als ein Schwein, oder einen Hund?“

„Man martert auch ein Thier nicht unnöthig. Ich bin mit Wunden, Beulen und Striemen bedeckt. Dort sehe ich einen Schöpfbrunnen, — schöpfe Wasser und wenn Du nicht ein Wilder, sondern ein Christ bist, so wasche meine Wunden mit kaltem Wasser, — denn sie brennen mich sehr."

„Brennen sie Dich?" wiederholte Schindler zähnefletschend, „o wie mir das wohl thut! Ich wollte, ich hätte Essig, Pfeffer und Salz hier, damit ich Deine Wunden damit einreiben könnte."

Der Franzose schauderte.

„Grausamer!" sagte er dumpf, „wer einen Wehrlosen martert, ist ein Feigling."

„Ich nicht, sondern Du!" knirschte der Oesterreicher, indem er in seinem Zorne dem am Boden liegenden Feinde einen Fußtritt versetzte.

„Schuft!" kreischte der empörte Franzose.

Ein zweiter Fußtritt folgte, während der Wirth vom „Häuserl am Rain" mit der Miene und den Geberden eines Wahnwitzigen fortfuhr:

„Halte Dein Maul, Hund, verfluchter! Ich bin kein Schuft, sondern eines ehrlichen Bauers ehrlicher Sohn, — habe mich mit meinem braven Vater geplagt all' mein Lebelang, bis ich mit vielen tausend Schweißtropfen mir soviel verdient hatte, daß ich nach Wien gehen, ein kleines Geschäft

anfangen und die brave, schöne Tochter eines verarmten Bürgers heiraten konnte Dieses Weib war mein Alles auf der Welt, zuerst kam bei mir sie, dann erst der Herrgott und seine Heiligen. Was ich ihr an den Augen ansah, das that ich und wer meiner Wettel ein unbeschaffenes (unfreundliches) Wort gegeben hätte, der wär' mein Todfeind gewesen. So lebte ich trotz des Unglückes, das unser armes Oesterreicher-Landl getroffen, dennoch als der glücklichste Mensch auf der Welt; da kamen Franzosen, Deine Landsleute, und als sie sich satt gesoffen, da schlugen sie mich halb todt, warfen mich zur Thüre hinaus, achte gegen einen, dann fielen sie über mein Weib her und mißhandelten die Wehrlose. Wer so was thut, ist ein Schuft, — verstanden? — und der größte Schuft von Allen bist Du, — denn Du, Du, standest an der Spitze der elenden Schurken."

Mehr als seine Wunden schmerzte den Voltigeur Grain-Bonbon das Bewußtsein, daß er dem wüthenden Manne, den er jetzt erst erkannte, nicht Unrecht geben konnte. Bereits gestern unter den Rusten und Weiden der Lobau hatte ihn Amadée Leclerc durch eine ähnliche Definition des Wortes Schuft in Wuth gebracht und doppelt schmerzlich empfand er den Vorwurf aus dem Munde des

Mannes, gegen den er sich, überwältigt von Sinnenlust und Weintaumel so sehr vergangen hatte.

Er stieß einen schweren Seufzer aus, und sagte dann:

„Du hast Recht, Oesterreicher. Für das, was ich Dir angethan, gibt es keine Verzeihung. Ich bin in Deiner Gewalt, räche Dich und schieß' mich mit meinem eigenen Gewehr nieder, das Euch ja wohl in die Hände fiel."

„Wär's Dir Recht?" höhnte der Wirth vom „Häuserl am Rain," den Wuth und Rachsucht zur Bestie gemacht hatten, „ich glaub's wohl, daß Du zufrieden sein könnteſt, wenn Du mit einer ehrlichen Kugel rasch abgethan würdest. Ach nein! So haben wir nicht gewettet! Für jeden Tag der Qual, den ich seit Deiner Schandthat verlebte, sollst Du mir wenigstens mit einer Stunde der Angst, der Marter und Verzweiflung büßen und so elend zu Grunde gehen, daß Du in Deiner letzten Stunde Dich und Deine Seele verfluchst, den Herrgott lästerst und daß Dich, wenn Du drüben ankommst, der Teufel mit dem feurigen Schürhaken erfaßt und durch alle Ewigkeit an die Mauern der Hölle anschlagt, — ewig! — ewig! — sei vermaledeit hüben und drüben!"

Es war wirklich zu fürchten, daß der Mann überschnappte. Wer die Rachsucht Schindler's übertrieben findet, den verweisen wir an die Prozeß-Akten österreichischer Gerichte und man wird sich überzeugen, daß nebst Eifersucht und Liebesgroll die Rache die fürchterlichste Rolle spielt. In jenem Viertel unseres Vaterlandes, aus dem Koloman Schindler abstammte, geschah es, daß Wilddiebe, die sich an einem hartherzigen Forstjung zu rächen hatten, den unglücklichen jungen Mann im Forste einfingen, und denselben im dicksten Dickicht mit den Füßen an einen Baum-Ast aufhängten, so zwar, daß sein Kopf in einen Ameisen-Haufen hineinreichte, — wo diese Thiere, während der Unglückliche verschmachtend starb, ihm das Fleisch von den Knochen fraßen, so daß man nach Wochen den nackten Todtenschädel fand.

Dieses nur beiläufig, um uns gegen den Verdacht der Uebertreibung sicherzustellen.

Ein eiskalter Schauer durchrieselte den Körper des gefangenen Franzosen, aber nicht umsonst war er ein Theil jener großen, glorreichen Armee, welche Europa von einem Ende zum andern siegreich durchzog. Stolz hob er den Kopf empor und sagte:

„Nun denn, Henker, so thue, was Du für gut findest! Du kannst nicht solche Qualen ersinnen,

daß Du damit im Stande wärst, den Muth eines Soldaten der großen Armee zu beugen. Ich lache Deiner und werde bis zum letzten Augenblicke rufen: Vive l'Empereur!"

„Wir werden ja sehen," murmelte der Oesterreicher, „wir werden ja sehen!"

Henri Argout wollte etwas erwidern, allein in Folge des Blut-Verlustes und der Aufregung vergingen ihm abermals die Sinne, seine Augen schloßen sich wieder, seine Lippen murmelten unverständliche Worte, — er ward neuerdings ohnmächtig.

Aufmerksam betrachtete ihn der rachsüchtige Wirth vom „Häuserl am Rain."

„Wär' es denn nicht möglich, daß er in seiner Schwäche verginge?" murmelte er für sich hin, „dann würden alle die schönen Träume zu Wasser, die ich mir gemacht habe, wie ich den Franzosenhund will zappeln lassen. Ah pah! — 's ist ein baumstarker Kerl, — er wird nicht gleich hin werden, — übrigens kann Vorsicht nicht schaden; ein wenig laben will ich ihn doch, denn wenn er immer ohnmächtig ist, so weiß er ja gar nichts von dem, was mit ihm vorgeht. Und wissen soll er's — jeden Augenblick soll der Gedanke vor seiner Seele stehen, daß er in meiner Gewalt ist und daß er

unter furchtbaren Martern sterben muß. O die Rache ist süß!“

Wer hätte dem simplen Hauerssohn ein solches Raffinement in seiner Grausamkeit zugetraut?

Er war während den obigen Worten zum Brunnen gegangen, hatte Wasser auf sein Tuch geschöpft, kehrte dann zurück und wusch Stirn und Schläfe des Ohnmächtigen mit dem kühlenden Elemente.

Nach wenig Minuten erwachte der Franzose abermals und schlug die Augen auf.

„Ich danke Dir,“ sagte er, als er sah, daß es sein Feind war, der sein Antlitz wusch.

„Nicht Ursache,“ antwortete Koloman Schindler trocken, „Du darfst nicht glauben, daß ich Dich labte, weil Du mir allenfalls erbarmt hättest. O nein! — 's wär mir nur unlieb, wenn Du früher hin würdest, als es mir gefällig ist.“

Der Franzose wollte erwidern, allein er sah ein, daß hier um jedes Wort Schade wäre, lehnte das Haupt hinüber und schloß abermals die Augen, diesmal aber nicht in Folge der Ohnmacht, sondern vor Erschöpfung und Schwäche, — es übermannte ihn der Schlaf und so unglaublich es klingt, nach kurzer Frist war der junge Mann, den Strapatzen aller Art und die Vorgänge der

letzten paar Stunden tödtlich ermüdet hatten, fest eingeschlafen.

„Er schläft," sprach der Hernalser Wirth, „das ist sonderbar! — Er weiß, daß ihm ein grauenhafter Tod bevorsteht und kann schlafen! Das muß man diesen Sakerments-Franzosen lassen, Kurasche haben sie." — —

„Nun, er wird's brauchen!" setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, als ob er befürchtet hätte, seinem Todfeinde schon zuviel Concessionen gemacht zu haben.

Es klopfte, und zwar in jener eigenthümlichen Weise, wie er mit seinem getreuen Hausknecht vereinbart hatte.

Rasch öffnete er. Hansel trat ein und schloß sogleich wieder die Thüre hinter sich.

„Nun, wie steht's?" fragte Herr Koloman Schindler.

„Alles in Ordnung, Herr!" erwiderte der Getreue.

„Weißt Du, wem der Garten gehört, in dem wir uns befinden?"

„Ja, Herr; — ich habe mir hier schief gegenüber bei einem Greißler Brot und Wurst gekauft und mich wie zufällig um den Eigenthümer dieses Gartens erkundigt. Die Greißlerin sagte mir, er

gehöre einem Fleischhauermeister aus der Josefstadt, Herrn Rochus Seefried, der hier herum sich eine Geliebte aushalte, die ihn auch heute im Garten erwartet habe, aber eiligst davongelaufen sei, als der Franzosen-Rummel begann, — sie werde wohl sobald nicht wieder kommen, da die ganze Vorstadt in Alarm sei und Herr Seefried jedenfalls als Bürger-Officier ausrücken mußte, sintemalen die Franzosen alle bewaffneten Bürger herausholen, um im Verein mit ihnen die Revolution zu unterdrücken, die leider gar nicht ausgebrochen ist."

„Nun, dann sind wir hier sicher vor einem Besuche," sagte Schindler.

„Kann schon sein," meinte der Hansel, „aber besser wär's doch, wenn wir schon draußen wären."

„Bevor's nicht dunkel wird, können wir doch nicht von hier weg," entgegnete der Herr, „der Tag ist aber gerade jetzt am längsten. Vor neun Uhr ist an kein Fortkommen zu denken."

„Ich habe die Zwei um viertel auf zehn bestellt."

„Da ist's gerade recht. Gingen sie gerne?"

„Mit tausend Freuden, — mein Bruder Peter, der Maurer, und sein Nebengeselle, der Czihak,

hassen die Franzosen eben so wie wir, sie könnten ihnen Krohnäugeln*) eingeben."

„Um so besser. Sind sie genau in unseren Plan eingeweiht?"

„Ja, der Herr Schwiegervater hat ihnen die Kitteln von Spitalträgern und die schwarze Bahre verschafft, mit dieser kommen sie um ein Viertel auf zehn hierher in den Garten. Der Franzose wird an Händen und Füßen gebunden und ihm ein Knebel in den Mund gesteckt. Hierauf legt man ihn in die schwarze Bahre und die beiden Maurer im Spitalkittel tragen ihn fort, Jedermann wird glauben, man trage einen plötzlich Verstorbenen in's Spital."

„Ich gehe hinten d'rein, als ob ich ein Angehöriger wäre," setzte Schindler hinzu, „begegnet uns eine Patrouille, so drücke ich die Hand an die Augen, wie Einer, der weint."

„„Kann schon sein," rief der Hansel lachend, dann setzte er hinzu: „Ich eile voraus und klopfe an's Fenster des Thorwartls vom „blauen Herrgott" drei Mal. Das ist das verabredete Zeichen und der Herr Vater wirft mir dann beim Fenster

*) Krähen = Augen; — Wiener Ausdruck für: Jemand vergiften.

den Schlüssel hinaus, mit dem wir das kleine Thürl öffnen, das hinter dem „blauen Herrgott" auf die Gestätten hinausgeht, die bis zum Liniengraben reicht. Dort tragen wir den Franzosen hinein und dann — —"

Der Hansel ergänzte seinen Satz mit einer sehr charakteristischen Pantomime.

„Wird der Herr Schwiegervater auch dabei sein?" fragte der Wirth vom „Häuserl am Rain."

„Nein. Als ich ihm sagte, wer der Franzose sei, der uns in die Hände gefallen, da jubelte der alte Herr völlig auf vor lauter Freude und sagte: „Na, da wird der Kolomandl auch wieder ein ganz anderes Mandl werden, wenn er an dem vermaledeiten französischen Ehrenräuber seinen Zorn ausgelassen hat. Aber als ich ihn einlud, der Execution beizuwohnen, da veränderte er ein wenig die Farbe und sagte: „Nein, nein, ich muß nicht von Allem haben. Macht das nur allein ab und laßt die arme Seel' nicht zu lang leiden." Der Herr Vater kennt uns schlecht."

„Kindische Schwäche eines alten Mannes!" knurrte Schindler, „mir scheint gar, der Herr Vater hat Mitleid mit dem Franzosen, der seine Tochter zu Schanden gebracht hat."

„Kann schon sein!" schaltete der Hansel ein.

„Aber wir, Hansel, wir kennen so was nicht? — nicht wahr?"

„Das kann nicht sein," erwiderte der Hausknecht, zum ersten Male von seinem Sprichworte abgehend.

„Und Dein Bruder Peter und sein Nebengeselle Czihak?"

„Eiserne Burschen, wie ich."

„Na also, — es kann lustig werden."

„Kann schon sein."

Die beiden Männer legten sich in's Gras. Der Wirth vom „Häuserl am Rain," um seinen Rachegedanken nachzuhängen, Hansel, um ein wenig zu schlafen, denn auch ihn hatten die Vorgänge dieses Tages gewaltig ermüdet.

Und so verstrich Stunde auf Stunde, endlich ertönte von den Kirchthürmen der Roßauer Pfarre und der Serviten das „Achteläuten," allmälig ward es dunkel und als endlich die Nacht völlig hereingebrochen war, da klopfte es an die Pforte des Gartens.

Die beiden Maurer mit der schwarzen Trage traten ein.

Es geschah Alles, wie man es verabredet hatte. In der Bahre befanden sich Stricke, mit denen man dem Franzosen Hände und Füße band, so daß er

sich nicht rühren konnte, auch ein Knebel, den man dem Gefangenen in den Mund stopfte so daß er keinen Laut von sich geben konnte.

Dann hob man den Deckel auf, legte den gebundenen, geknebelten Mann auf den Strohsack und stülpte den Deckel der Bahre wieder über ihn.

Der Lebende lag also bereits in der Bahre, die für die Todten bestimmt war.

Die Maurer hoben die Trage mittelst der Tragriemen über ihren Schultern auf.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Hansel eilte voraus, um von dem Thorwartl des „blauen Herrgott" den Schlüssel zu der kleinen Pforte zu verlangen.

Der Wirth vom „Häuserl am Rain" schritt hinter der Bahre drein, sein Opfer gleichsam überwachend.

Wer ihnen begegnete, wich aus, — das Volk scheut sich vor den Todten.

Auch den Patrouillen, die des Weges kamen, fiel es nicht ein, die unheimliche Last anzuhalten.

Zehn Uhr schlug es, als man an dem „Thürl" anlangte, das auf die Linien-Graben-Gestätte hinausging.

Hansel wartete mit dem Schlüssel und öffnete.

Der unheimliche Zug verschwand hinter der Pforte, die sich sofort wieder schloß.

7. Kapitel.

Afra.

Im „blauen Herrgott" befand sich damals eine Pfründnerin Josefa Langhammer, eine Frau von siebzig Jahren, aber von einer merkwürdigen Thätigkeit und Rührigkeit.

Ihr Mann, aus Tirol gebürtig, war Hausknecht in einer Großhandlung gewesen und als nach seinem Tode die Witwe in's Armenhaus übersiedelte, belohnte der Chef der Firma die treuen Dienste des Verstorbenen, indem er der hinterbliebenen Gattin desselben allmonatlich ein paar Gulden Zulage in's Armenhaus schickte, so daß diese unter ihren Kameradinnen gleichsam als eine reiche Frau galt, die über „Gelder" disponiren könne.

Frau Josefa Langhammer war aber geizig und legte Banko-Zettel auf Banko-Zettel, so daß sie schon ein recht hübsches Sümmchen besaß, ohne sich je auch eine Extra-Speise oder ein Schälchen Kaffee zu gönnen, wornach die Spittelweiber besonders lüstern sind.

Nur in der Zeit, wo der Einmarsch der Franzosen bevorstand, hat die Witwe des Tirolers auf

einmal angefangen, auszugehen und allerlei geheimnißvolle Einkäufe zu machen.

Worin diese bestanden, werden wir alsbald erfahren.

Das viele Herumgehen, wobei sie auch einige Male von einem eiskalten Frühjahr-Regen überrascht worden war, hatte aber der Siebzigjährigen übel bekommen, — ihre Füße wurden auf einmal steif, verloren die Bewegung und sie mußte im Bette liegen bleiben.

An's Sterben dachte die Alte ganz und gar nicht; es marterte sie nur die Idee, daß ihr, der Gelähmten, irgend eine mißgünstige Kameradin ihre Banko-Zetteln wegnehmen, oder ihre Vorräthe angreifen könnte.

Deshalb kam sie auf den Gedanken, irgend eine treue Seele um sich zu haben, die sie während ihrer Krankheit pflegen und auf ihre Schätze ein wachsames Auge haben könnte.

Eine solche aber fand sie in der Enkelin von ihres Mannes Bruder, der achtzehnjährigen Afra, die aus dem Pusterthal nach Wien gekommen und bei einem Beamten in Dienst getreten war, der aber beim Anmarsch der Franzosen sich sammt seiner Familie nach Ungarn geflüchtet hatte. Die um ihren Dienst gekommene Afra war sehr froh,

als sie von ihrer alten „Frau Mahm," wie man damals sagte, den Ruf erhielt zu ihr zu kommen und ihr als Krankenwärterin zu dienen. Da die alte Langhammer ihre Wärterin aus eigenem Sack zu erhalten sich verpflichtete, so hatte der Hausverwalter, der die Witwe überhaupt protegirte, nichts dagegen, und Afra ihrerseits pries sich glücklich, während der Invasion und Kriegsgefahr bei einer Verwandten und unter lauter Frauen bleiben zu können.

Deshalb ertrug sie alle Launen der alten Pfründnerin mit einer wahren Engelsgeduld, wozu ihr Engels-Antlitz ganz gut paßte.

Denn die Tirolerin war wirklich bildschön.

Im Gegensatze zu ihren Landsmänninnen, die durch ihre strammen, colossalen Gestalten die Aufmerksamkeit der Reisenden erregen, war Afra eher klein als groß, aber dabei von einer Ueppigkeit und Zierlichkeit, die den reizendsten Eindruck machte. Das reiche, aschblonde Haar trug sie in zwei breiten Zöpfen über den Schläfen, — die kleidsame Tiroler Tracht, in der sie nach Wien gewandert war, hatte sie allerdings bereits mit dem Anzuge einer Wiener Dienstmagd vertauscht, allein auch diese saß ihr knapp und hübsch und ließ den runden Arm, den kleinen Fuß, die nette Hand sehen.

Ihr Teint war von einem durchsichtigen Weiß, jedes Wort, das man an sie richtete, färbte ihr Antlitz purpurroth, die feine, gerade Nase zeigte rechts und links ein paar kleine Sommersprossen, die weit entfernt, ihrer Schönheit Eintrag zu thun, dieselbe noch pikanter, noch begehrenswerther machten.

Man wird fragen, wie ein solches Wundermädchen in Wien, der Stadt der Liebe, Monate lang als Dienstmagd weilen mochte, ohne zahlreichen Versuchern zu begegnen?

Darauf müssen wir antworten, daß die Wiener von Anno dazumal nicht so leichtfertig waren, wie die Epigonen von heute, und daß der Ernst der Zeit, das Einrücken des Feindes und der bange Zweifel an des Vaterlandes Existenz und Zukunft auch dem Leichtsinnigsten den Sinnenkitzel vertrieben hatte.

Zudem war Afra ein echtes Tiroler Kind und so fromm und gottesfürchtig, daß sie in der Liebe nur eine Sünde sah von der sie Leib und Seele rein zu halten suchte; auch wußte sie, daß ihr Vater und ihre Brüder in jene Tiroler Schützen-Compagnien eingetreten waren, welche damals der begeisterte Sandwirth Andreas Hofer, der kühne Speckbacher und der Capuziner Haspinger zur Abwehr der Franzosen organisirten. Bereits war der Kampf entbrannt und Afra betete viel und oft für ihre

Lieben, die den Kugeln der Franzosen und Baiern gegenüber standen; auch hatte sie sich, wenn alle, Vater und Brüder, unversehrt aus dem Kampfe heim kämen, nach Maria-Lanzendorf verlobt, und vor dem Bilde der Gnadenmutter mußte sie als reine Magd erscheinen, wenn sie der Gnade unserer lieben Frau nicht unwürdig werden wollte.

Diese Andeutungen über die schöne Tirolerin bitten wir festzuhalten, um ihr späteres Gebahren und Handeln zu begreifen.

Es war am selben Abende, an welchem die rachsüchtigen Oesterreicher den gefangenen Franzosen nach dem „blauen Herrgott“ gebracht hatten, da saß Afra allein im Zimmer bei ihrer gelähmten Großtante oder „Frau Mahm“, wie sie die alte Langhammer titulirte.

Allerdings befanden sich noch drei Betten im Gemache, — aber eines derselben war leer, die Eigenthümerin desselben war schwer erkrankt und nach dem Krankenzimmer des Hauses gebracht worden, — im zweiten lag eine alte, verkrümmte, taube Pfründnerin, die obendrein durch ihr lautes Schnarchen kund gab, daß sie fest schlief, während das dritte, bereits aufgedeckte Bett bestimmt war, Afra aufzunehmen, die eben anfing, sich auszuziehen

Nur auf diesen Augenblick hatte die Alte gewartet

Frau Josefa Langhammer war, wie alle alten Leute, welche Langeweile haben, auch ein wenig kindisch und ein wenig boshaft und hatte es gern, wenn sie Jemand ein wenig quälen oder necken konnte.

„Afra!“ rief sie plötzlich.

„Sie schaffen*), Frau Mahm?“ fragte diese.

„Mir scheint gar, Du ziehst Dich schon aus?“ knurrte die Alte.

„s'ist neun vorüber und geht auf zehn,“ antwortete bescheiden aber verwundert die Tirolerin.

„Paperlapap! s'ist noch nicht so spät. Ein junges, frisches Mädel muß nicht mit den Hühnern aufsitzen. Zudem kann ich nicht schlafen, Du mußt mir Gesellschaft leisten.“

„Vom Herzen gern, liebe Frau Mahm, aber das kann ich ja doch auch thun, wenn ich ausgezogen bin.“

„Larifari, — ich kann das Schlamperte**) nicht leiden, bleib' Du nur angezogen.“

Gehorsam wie ein Kind band Afra das Busentuch, das sie bereits aufgeknüpft, wieder zu, und

---

*) Oesterreichisch für: befehlen.

**) Liederlich in der Kleidung, unzugeknöpft.

setzte sich an's Bett ihrer gelähmten Verwandten, während sie sprach:

„Ganz, wie Sie's wünschen, liebwertheste Frau Mahm."

Die alte Pfründnerin war durch die demüthige Folgsamkeit, welche Afra ihren Launen entgegenbrachte, doch einigermaßen gerührt; sie fuhr mit der gelben knöchernen Hand über das frische jugendliche Antlitz ihrer Verwandten und sagte:

„Bist ein gutes, braves Kind, Afra, — und wenn ich einmal die Augen zudrücke, so sollst Du die paar Groschen haben, die ich hinterlasse."

„Unser Herrgott wird das noch recht lange hinausschieben," entgegnete die fromme Jungfrau, „ich bete alle Tage zu ihm, unserer lieben Frau und allen Heiligen, daß er meine gute Frau Mahm noch lange, recht lange leben lasse."

„Das wird er auch, Dir zu Liebe," bestätigte die Pfründnerin, „übrigens bin ich ja nicht so alt und mit dem Sterben hat's geweiste Wege. Darfst auch nicht glauben, Afra, daß ich Dich hab' sekiren wollen, als ich Dir befahl, nicht aus dem Gewand zu schliefen, — denn wenn wir auch schon Johanni haben, so sind doch die Nächte kalt und ich will nicht, daß Du Dich verkühlst, wenn Du mir jetzt einen Gang machst."

„Heute noch?“ fragte Afra in höchster Verwunderung.

„Ja, heute noch,“ wiederholte die Alte.

„Der Herr Thorwartl wird mich nicht zum Thore hinaus lassen.“

„Giges gages!*) plausch' nicht, — Du hast gar nichts vor dem Thore draußen zu thun.“

„Wo denn also?“

„Du weißt, daß hinter dem Hof vom „blauen Herrgott“ sich eine Wiese bergauf zieht bis zum Linienwall, — eingeschlossen von Planken, dort sind im Erdreich fünf, sechs Keller, die einmal vor alten Zeiten von den Weinbauern benützt wurden und voll Wein waren. Jetzt aber stehen sie offen und leer. Traust Du Dich jetzt noch hin und hinein?“

„Warum nicht?“ fragte Afra, „ich habe ein gutes Gewissen und die bösen Geister können dem nichts anhaben, der ihnen mit dem heiligen, süßen Namen Jesu im Munde entgegen tritt.“

„Recht hast Du, — übrigens hat man bei uns von Gespenstern nie was gehört.“

„Aber, liebe Frau Mahm, was soll ich denn noch so spät im Keller thun?“

„Gleich wirst Du's hören, — rück' nur näher.“

---

*) Ebenso wie Larifari oder Paperlapap.

Afra that, wie die Alte befahl, und diese fuhr im flüsternden Tone fort:

„Man kann nicht vorsichtig genug sein, — die Pfründner-Leute sind neugierig wie die Affen und lauern auf jedes Wort, wie der Teufel auf eine arme Seel. Nun sind wir jetzt endlich allein und sicher, die Sinzingerin haben sie auf's Krankenzimmer gebracht, wird's wohl nicht lange machen die alte Bisgurn *), die Czervenka, die alte taube Böhmin, schläft fest, folglich hört uns Niemand und ich kann Dir jetzt mein Geheimniß mittheilen."

Afra war wirklich gespannt, was konnte die alte Pfründnerin für Geheimnisse haben?

„Im Fünfer Jahre, als die Franzosen zum ersten Male hier waren," fuhr die Langhammer fort, „habe ich einige sehr traurige Erfahrungen gemacht. Wie's drunter und drüber ging und an Lebensmitteln solche Noth eintrat, daß die Leute Stunden lang vor den Bäckerläden sich anstellten, während Fleisch beinahe gar nicht zu haben war, — da waren natürlich wir armen Spittelleute am allerübelsten daran. Die großkopfigen Herren hatten entweder auf uns vergessen oder sie hatten nichts

*) Oesterreichisch für Bisgute, Schlammbeißger, ein Fisch — figürlich ein böses Weib.

zu schicken, kurz es kamen Tage, wo wir nichts zu beißen und zu nagen hatten, und von Wassersuppen lebten, um nicht zu erhungern. Da war aber damals unter uns ein alter Greißler, Zehetner hieß er, — Anno sieben starb er am Schleimschlag, — der hatte sein Geschäft an einen Anderen verkauft, der sich empor schwang, während der alte Zehetner nach und nach ein Bettler wurde und hierher zum „blauen Herrgott“ kam. Doch that ihm der Mann, der durch ihn reich geworden war, noch immer viel Gutes und schickte ihm selbst in den Nothtagen des Franzosen-Rummels Brot, Butter, Käse, Erdäpfel u. s. w. Der alte Lump verkreuzerte aber Alles kleinweise an uns arme Leute; für jeden Bissen Brot, für jedes Bröckerl Käse oder Butter ließ er sich ein paar Groschen zahlen und machte die schönsten Geschäfte, daß er sich später alle Tage einen Rausch trinken konnte.“

Afra hörte aufmerksam zu, wenn sie auch keine Ahnung hatte, wo das Alles hinaus wollte.

„Nun siehst Du, Afra, wie gescheidt ich's gemacht habe,“ erzählte die Pfründnerin weiter, „die Franzosen sind wieder in Wien, die Lebensmittel-Preise steigen von Tag zu Tag, das Marchfeld und die ungarische Granitz ist abgesperrt, — soll ich siebzigjähriges Weib etwa wieder Hunger leiden?

— da müßt mein Herz ein Narr sein. Und kann ich vielleicht nicht ein eben so gutes, vielleicht ein noch besseres Geschäft machen, als der Lump von einem Zehetner, der sich für einen Erdapfel einen Kreuzer zahlen ließ, als ob wir lauter Capitalisten und keine Bettelleut' wären? Ich hab' mir einen kleinen Vorrath angelegt."

„Wohl draußen im Keller am Linienwall?" fragte Afra, die endlich zu begreifen anfing.

„Still', red' nicht so laut, leichtsinniges Dirndl," eiferte die Alte, „es weiß ja kein Mensch ein Sterbenswörtel davon, — ich habe Alles heimlich unter dem Kittel (Unterrock) hereingeschwärzt, kleinweise, daß es Niemand auffiel und Abends, wenn's dunkel war, brachte ich das Eingekaufte in Sicherheit; 's ist der erste Keller nächst dem kleinen Thürl, das vom Linienwall hereinführt. Aus dem ersten Keller-Raum kommt man in einen zweiten, kleineren, und aus diesem schief um's Eck in einen dritten ganz kleinen Keller, gleich neben der Thür, so daß man es von außen gar nicht bemerkt, befindet sich eine Art von Verschlag, der vielleicht einmal als Speisekammer gedient hat, — dort liegen meine Schätze, zwölf Laib Commißbrot, drei halbe Laibe Käse, vier Schinken, sechs große Salamiwürste und daneben stehen in Reih und Glied zwanzig

Flaschen Wein, den ich eigenhändig von den „drei Hackeln" bei den Piaristen geholt habe. Die ganze Geschichte ist mir über 100 Gulden Bankozettel gekommen."

„So viel Geld!" rief Afra, die Hände zusammenschlagend, denn sie kannte den Geiz ihrer alten Verwandten nur zu gut, „das ist ja ein kleines Capital."

„Ich werd's hereinbringen, einfältiges Dirndl," meinte die Alte, „doppelt und dreifach werd' ich's hereinbringen und extra noch recht gut leben dabei."

„Und fürchtet die Frau Mahm nicht, daß Ihr etwas davon gestohlen werden könnte?"

„Freilich, — wenn sie wüßten, was ich habe Aber ich hab's gar pfiffig gemacht, daß Niemand was davon sah und ohne Grund geht Niemand in die Keller hinein, obwohl dieselben alle offen sind, die Thüren und Thürstöcke sind längst ausgehoben und in der Traiteurs-Küche verbrannt. Beim Tage geht Niemand hinein und bei der Nacht schon gar nicht, — wer hätt' auch d'rin was zu suchen?"

Wohlweislich und um ihrer Verwandten nicht Angst zu machen, verschwieg die Pfründnerin, daß man Abends und Nachts deshalb nicht hineinging, weil allgemein im „blauen Herrgott" geglaubt wurde, der Geist eines Rechnungsführers gehe

daselbst um,*) welcher Rechnungsführer sich Anno 1808 wegen eines gemachten Deficites in dem einen dieser Keller aufgehenkt hatte.

„Und was habe ich denn heute noch dort zu thun?“ fragte Afra ruhig.

„Schau, Afradl,“ erwiderte mit einer eigenthümlich wehmüthigen Gutmüthigkeit die alte Frau, „'s ist mir erst Abends eingefallen, daß gerade heut der Geburtstag meines Seligen ist. Sechs und achtzig Jahre wäre er alt, wenn er noch lebte. Freilich liegt er jetzt schon an die zehn Jahre in der Erde, mein alter Andresl, aber seinen Geburtstag hab' ich wie im Leben, so auch nach seinem Tode immer bei einem Glasl Wein gefeiert und so will ich's auch heute thun und Du sollst mit mir trinken, Afra, auf Deines Groß Ohms Andenken, daß ihm Gott eine fröhliche Urständ und eine glorreiche Auferstehung verleihe.“

Und in den trüben Augen des alten Weibes glänzten plötzlich hell-lichte Thränen, denn die wahre Liebe reicht über's Grab hinaus und der milde Genius, der den Menschen auch dann nicht verläßt, wenn alles Glück der Erde von ihm gewichen, heißt Erinnerung.

---

*) Es geht um, — österreichisch für: Es spukt.

„Ich gehe schon, Frau Mahm,“ sprach Afra, die sich ebenfalls ganz eigenthümlich ergriffen fühlte, „bitt' mir nur zu sagen, was ich mitbringen soll.“

„Nun bring' halt zwei Flaschen Wein —“

„Zwei Flaschen!“

„'S wird uns nicht zu viel werden,“ meinte die Alte lustig, „dann nimm' eine Salamiwurst.“

„Brot auch?“

„Nein, das haben wir ohnehin. Nimm Dir das kleine Laternl mit, zünde aber die Kerze erst an, wenn Du im Keller bist. Ueber den Hof darfst Du mit dem Licht nicht gehen, — 's könnte Dich Jemand bemerken und Dir nachgehen. Das wäre nichts! — Vergiß die Zunderbüchse nicht, damit Du Licht machen kannst. Nimm das kleine Holzkörbl, tragst so die Sachen leichter. Na geh' und komm bald.“

Gehorsam, wie immer, versah sich die schöne Tirolerin mit dem Korbe, den sie auf ihren linken Arm hing, nahm die kleine Laterne, die in der Küche stand und ging dann hinaus in die stille, kühle, dunkle Nacht.

Mechanisch hatte sie den Schlüssel mitgenommen, nachdem sie die Thüre von ihrer Base Behausung abgesperrt hatte; der Schlüssel hing an einem Sperrhaken, an dem sich noch mehrere andere Schlüssel befanden.

Es war eine pechschwarze Nacht.

Die Oekonomie des Armenhauses „zum blauen Herrgott“ duldete keine nächtliche Beleuchtung in den Höfen, nur vor der Zelle des Thorwartls brannte eine jener elenden Oellampen, an die sich wohl nur ältere Wiener erinnern und die nach dem Wiener Volkswitze nur zu dem Behufe brannten, damit man sehen konnte, wie finster es war. Todtenstille herrschte in allen Räumen des altväterischen Gebäudes, das nur Trakte mit Erdgeschoßen hatte. Die armen Bewohner pflegten, um das Licht zu ersparen, das sie auf eigene Kosten beistellen mußten, schon bei Einbruch der Dämmerung schlafen zu gehen, dagegen waren die alten Leute schon mit dem ersten Hahnenrufe aus dem Bette und hörten um fünf Uhr bereits die Messe in dem alten Lazareth-Kirchlein, welches an der Währingerstraße auf derselben Stelle stand, wo der Sage nach der heilige Severin in den Tagen der Völkerwanderung die erste Wiener Kirche erbaut hatte.

Wir erwähnen diese Details nur, um zu zeigen, daß die Schwagers-Enkelin der Frau Josefa Langhammer nicht fürchten durfte, auf ihrem nächtlichen Gange durch die Bewohner des „blauen Herrgott“ beirrt zu werden.

Aber die Gespenster? Afra war im Aber-

glauben ihrer Heimat auferzogen, die tiefe Finsterniß ringsum war so unheimlich, — in den Zweigen der alten Linden und Kastanien, unter welchen Tag über die Pfründner und Pfründnerinnen rasteten, rauschte es so eigenthümlich, wie Gespensterstimmen und die Fledermaus, die an ihrem Ohre vorbeihuschte, war wohl ein böser Geist, vom Erbfeind der Menschen gesendet, um die auf dem einsamen Pfade dahin wandelnde Jungfrau zu belauschen.

Unsere aufgeklärte Zeit macht sich keinen Begriff, welche Summe von Aberglauben und Gespensterfurcht noch vor fünfzig, sechzig Jahren in den unteren Volksschichten existirte, allen Fortschritten der Josefinischen Zeit zum Trotze. Wäre der von den Pfaffen planmäßig genährte Aberglaube, der aus den Jesuiten-Zeiten stammte, nicht eben so groß gewesen, — Kaiser Josef würde nicht auf jenen hirnlosen Widerstand gestoßen sein, den ihm das Volk, mit dem er es so gut meinte, bei all' seinen Reformen entgegenstellte.

Aber Afra fand auch in sich selbst, in der Reinheit ihres Leibes und ihrer Seele, das Gegengewicht gegen alle die Schrecken, welche eine erhitzte Phantasie aus Nichts hervorruft und muthig ging sie ihres Weges, sich dem Schutze des Heilandes, seiner

heiligen Mutter und ihrer Schutzpatronin empfehlend.

Hinter den Gebäuden zog sich ein kleiner Hausgarten hin, in dem die Bewohner des „blauen Herrgott" nothdürftig einige Gemüse-Arten und ein paar Blumen billiger Sorte, Gelbveigel, Geranium, Steinnelken und „Hauswurzen" zogen. Hier bereits hob sich das Erdreich und bildete bis zur Bettung des Linien-Walles einen kleinen Hügel, von dem man noch jetzt die letzten Ueberreste hinter Sigl's Fabrik findet. Die Hauptmasse der Erde wurde im Sommer 1848 beseitigt, in welchem man den arbeitslosen Proletariern keine andere Beschäftigung, als diese Erdabgrabungen zu geben wußte.

In diesem Terrain nun befand sich eine Reihe von Kellern, wie die alte Langhammer erwähnt hatte. Afra hielt sich links, auf dem schmalen Pfade, welcher im Innern des Armenhauses bis zu der kleinen, schwarz und gelb angestrichenen Thüre führte, welche unter Tags den Pfründern einen Spaziergang auf den Linienwall gestattete, Abends nach dem Gebetläuten aber abgesperrt wurde.

Im ersten Keller neben dem „Liniengraben-Thürl," wie die Pforte im Hause genannt wurde,

befand sich die Vorrathskammer der „Frau Mahm“ Langhammer.

Afra tritt in den Keller; es ist so finster, daß sie sich entschließt, Licht zu machen und die Kerze in ihrer Laterne anzuzünden, bevor sie in's Innere der unterirdischen Räumlichkeiten eindringt.

Sie holt aus dem Korbe die Zunderbüchse, welche ja nicht zu vergessen Frau Langhammer ihr aufgetragen hatte, nimmt Stahl und Feuerstein; nach einigen Schlägen fängt der Zunder die Funken auf, an diesem brennt sie den Schwefelfaden an und mit der blauen Flamme entzündet sie endlich das Kerzenstümpfchen ihrer Laterne.

Eine so langweilige Methode des Anzündens, die uns Menschen der Zündhölzchen-Periode geradezu lächerlich vorkommt, war vor fünfzig Jahren noch nothwendig, um Licht zu machen; nicht nur in der Hütte des Bauers, auch im Vorzimmer des Fürsten war die Zunderbüchse ein nothwendiges Stück Einrichtung.

Und da sage man noch, es gäbe keinen Fortschritt!

Afra sah sich in dem Raume um, in dem sie sich befand.

Es war eine Art Vorkeller, uralt, mit schwarzgewordenen Ziegeln, über welche die Feuchtigkeit

herabträufelte, die Nesseln, die draußen vor dem Eingange wucherten, zogen sich bis in diesen Vorkeller hinein, so weit unter Tags die Sonnenstrahlen eindrangen.

Ein paar Kröten schlüpften, als es Licht ward, in die Löcher der Mauer.

Aus dieser Entrée-Piece gelangte man mittelst einer Wendung um einen Pfeiler in einen zweiten viel größeren Keller-Raum, an dessen Ende abermals eine Oeffnung in den dritten und letzten Keller führte, in den man über einige Stufen gelangte.

Hier im Geviert-Raume von etwa acht Quadratklaftern zeigte sich gleich neben der Thüre rechts eine Art Vertiefung in der Mauer, eine Art Handkeller, wie man früher sagte, wo die Weinpächter früherer Jahre das Faßbeil, den Heber, die Probegläser u. s. w. aufzuheben pflegten und diese abgelegene Stelle, die seit Jahren kein menschlicher Fuß mehr betreten hatte, war von der spekulativen Pfründnerin zur Vorrathskammer auserwählt worden.

Als Afra mit ihrer Laterne den Ort beleuchtete, da sah sie, daß am Boden die grünen Flaschen aufgestellt waren, in deren Innern der Wein „von den drei Hackeln“ rastete, auf Querbrettern aber, so hoch, daß sie die verwegensten Sprünge der Ratten nicht zu erreichen vermochten, prangten die

Brot-Laibe, Schinken, Wurst und Käse, wie selbe die Muhme prahlend aufgezählt hatte.

Mit dem Eifer einer guten Magd nahm Afra zwei Flaschen Wein und eine jener Salami-Würste von der Gattung, die damals allein in Wien zu haben war, die man im Gegensatze zur Veroneser „ungarische Salami“ nennt und die man Jahre lang aufbewahren kann.

Sie legte die Flaschen in ihren Korb, die Wurst darüber und obenauf, auf den Deckel des Korbes die ganz unnöthig mitgenommenen Schlüssel.

Hierauf trat sie den Rückweg an.

Als sie in den großen Keller gelangte, stolperte sie über etwas.

Es waren Ziegelsteine und jetzt erst bemerkte sie, was sie früher übersehen, daß sich ein ziemliches Quantum derselben in dem Keller befand, nebst einer Wanne voll frischen Mörtel, an deren Rande Maurer-Kellen hingen.

„Schau!“ sprach Afra für sich, „das Zeug da habe ich beim Hereingehen gar nicht bemerkt; es scheint, daß doch manchmal die Maurerleut' hierher kommen, und wenn die einmal die Vorräthe der Frau Mahm finden, dann werden dieselben bald weniger werden. Ich muß ihr's doch sagen,

was ich gesehen, — vielleicht weiß sie einen besseren Platz zur „Speis"*).

Mit diesen Worten trat sie in den Vorkeller und war eben im Begriffe, durch den Eingang in's Freie zu treten, als sie das Flüstern von Menschenstimmen vernahm.

Erschrocken bleibt sie stehen.

„Was ist das?" murmelt sie ängstlich, „wer kommt jetzt hierher."

In diesem Augenblicke vernahm sie deutlich eine Männerstimme, welche leise sagte:

„Der erste Keller zur rechten Hand; früher dürfen wir kein Licht anzünden, bis wir d'rinnen sind; könnt' doch noch einer von den alten Tatteln**) wach sein, das Licht sehen und Lärm schlagen. Nur mir nach, ich weiß den Weg genau."

Kein Zweifel, die Männer draußen kamen in den Keller, in dem sie sich befand.

Mit jener raschen Eingebung, welche in solchen Momenten die Stelle der Ueberlegung und des Verstandes vertritt, trat sie rasch hinter eine Ver-

---

*) „Speis," österreichisch für Speisekammer.

**) Alte Leute, Väter, wahrscheinlich vom jüdischen Tatte.

tiefung des Pfeilervorsprunges, stellte den Korb zur Erde und blies das Licht aus.

Es war höchste Zeit.

8. Kapitel.

Die Henker und ihr Opfer.

Keine zwei Minuten vergingen, da traten die Männer, welche sie reden gehört, in den Vorkeller. Wie viele ihrer waren, konnte sie in der Finsterniß nicht ausnehmen, doch merkte sie am tiefem Athmen von ein Paar derselben, daß sie einen schweren Gegenstand trugen.

„Geh' voraus, Hansel," sprach eine tiefe Stimme, „'s ist noch besser, wenn wir erst im zweiten Keller die Fackel anzünden; thun wir's hier, so könnte der Schein hinausleuchten, — wir wollen ganz sicher gehen, — besser bewahrt, als beklagt."

„Kann schon sein," antwortete der Hansel, „nur hübsch langsam, Männer, — und immer hinter mir nach. Gradaus! — jetzt rechts! — so! — da sind wir."

Afra hörte, wie der getragene Gegenstand niedergestellt und mit Stahl und Stein Feuer geschlagen wurde.

Im nächsten Augenblicke erhellte das Licht einer Pechfackel mit röthlichem Schimmer den zweiten Keller.

Die Neugierde der schönen Tirolerin ist größer als ihre Furcht; sie biegt sich vor und vorsichtig die Augen über die Kante des Pfeilers haltend, blickt sie in den Raum des anstoßenden Gewölbes, das, wie wir wissen, das größte von den drei Souterrains war.

Die Männer, deren Stimmen sie vernommen, stehen mit dem Rücken gegen sie und können sie, da sie obendrein in dem dunklen Vorkeller steht, nicht sehen. Zudem haben sie keine Ahnung, daß sie irgend Jemand bei ihrem geheimnißvollen Vorhaben belauschen könnte.

Unsere Leser kennen die vier Männer bereits und wissen auch, welcher Art die Last war, die sie vom Lichtenthal nach dem „blauen Herrgott“ getragen hatten.

Die Todtenbahre aus dem Spital war mitten im Keller niedergestellt.

„Gott sei Dank, daß wir einmal da sind,“ brummte Peter, der Maurer-Geselle, sich den Schweiß abwischend, „es zieht sich ein vertrakter Weg vom Thury bis hierher.“

„Soll me nicht glauben, daß so magre Kedl

kann so schwer sein," bemerkte philosophisch Czihak, der andere Maurer.

„In vierzehn Tagen wird er schon leichter sein,' spottete Koloman Schindler, der Wirth vom „Häuserl am Rain," „wenn ihm das Fleisch von den Beinen fällt."

„Kann schon sein!" setzte der Hansel hinzu.

Er und sein Herr hoben den Deckel von der Todtenbahre und Afra, die mit vor Angst pochendem Herzen gleichwohl keinen Blick von dem geheimnißvollen unheimlichen Schauspiele abwendete, sah zu ihrem Staunen und Schrecken, daß kein Todter auf der Bahre lag, sondern ein lebender junger Mann, in der Uniform eines französischen Soldaten.

Allerdings war dieser junge Soldat, der, wie Afra beim rothen Fackelschimmer gewahrte, ein bildhübscher Schwarzkopf war, bleich wie der Tod, seine Hände und Füße waren gebunden, der Knebel im Munde machte ihm's unmöglich, auf die Insulten zu antworten, die ihm die erbitterten Oesterreicher zuschleuderten. Sein Czako lag zu Füßen des Gebundenen, sein Gewehr neben ihm.

„Schön' guten Abend, Franzosenhund!" rief der Wirth.

„Jetzt sind wir die Herren," eiferte der Hansel,

„heut' hast Du's nicht mit Weibern zu thun, sondern mit Männern, — heut' zeige Deine Courage!"

„Französische Spitzbub' schlechte!" schimpfte der Böhme.

„Du bist der Erste, der bei seinem eigenen Leichenbegängniß lebend dabei war," spottete Peter, der Maurer, der natürlich nichts davon wußte, daß bereits im Jahre 1556 Kaiser Karl V. nach seiner Abdankung im Kloster zu St. Just in der spanischen Provinz Estremadura sein eigenes Leichenbegängniß veranstaltet hatte und sich lebend im Sarge durch alle Räume des Klosters mit denselben Feierlichkeiten herumtragen ließ, die ein paar Wochen später nach seinem wirklich erfolgten Tode stattfanden. Die Schauer des anticipirten Todes hatten zu seinem Ende wesentlich beigetragen.

Auf einen Wink seines Herrn befreite Hansel den Gebundenen von den Stricken an Händen und Füßen, allein dieselben hatten so tief in's Fleisch eingeschnitten, daß Hände und Füße wund und wie todt waren. Der arme Grain-Bonbon war, als man ihn von der Tragbahre emporriß, nicht im Stande, auf den Füßen zu stehen, oder die Hände zu gebrauchen. Diesen Moment benützten seine Peiniger, um ihn in den dritten Keller hineinzustoßen, wo er zu Boden sank. Der Czako wurde

ihm nachgeworfen, damit keine Reliquie verrathe, wohin der verschwundene Franzose gekommen sei.

Des Gewehres aber bemächtigte sich der Wirth vom „Häuserl am Rain," sorgfältig Zündpfanne, Hahn und Feuerstein der noch geladenen Flinte prüfend.

Der erste Gebrauch, den Henri Argout von seinen wieder frei gewordenen, halb erstarrten Händen machte, war der, daß er den Knebel aus seinem Munde nahm.

„Was habt Ihr mit mir vor?" rief er mit tonloser Stimme, denn all das, was er heute ausgestanden, hatte ihn tödtlich erschöpft.

„Du siehst es ja," antwortete der rachgierige Ehemann, auf die beiden Maurer deutend, die so eben ihr unheilvolles Werk begannen.

Denn nicht umsonst stand der Mörtel-Trog, lagen die Ziegel am Eingange zum dritten Keller. Hansel und seine Verbündeten hatten das Mauerzeug im Laufe des Nachmittags herbeigeschafft, um in der Nacht ihr grauenhaftes Beginnen ungestört vollenden zu können.

Die beiden Maurer hatten bereits die erste „Leg" Ziegel geschlichtet und begannen die zweite.

„Was soll das?" fragte der Franzose, der sich noch immer nicht aufzurichten vermochte.

„Du begreifst etwas schwer, französischer Dummkopf!“ rief der Wirth Schindler, „wir wollen Dich einmauern!“

„Einmauern?“ wiederholte der Franzose mit namenlosem Entsetzen.

„Ja, lebendig begraben! — verstehst Du nun?“ fragte der Rächer seiner geschändeten Ehre in einem Tone, der wie der eines Wahnwitzigen klang.

Der Franzose versuchte es, sich auf die Knie zu erheben, allein die Strapatzen, die er Tag über ausgestanden hatte, das Entsetzen, das seine Glieder bannte, und die Lähmung, welche ihm die in die Füße einschneidenden Stricke verursacht hatten, wirkten zusammen, so daß es dem armen Teufel nicht möglich wurde, sich aufzurichten.

„Lebendig begraben?“ wiederholte er und seine Zähne schlugen aneinander, „nein, nein, — das seid Ihr nicht im Stande.“

„Wir sind's im Stande, verlaß Dich darauf, Franzosenhund!“ höhnte der Wirth vom „Häuserl am Rain.“

„Kann schon sein!“ setzte der Hansel philosophisch hinzu.

„Seid Ihr Christen?“ fragte der Franzose, indem er sich auf den Knieen bis an die Wand schleppte, um sich an derselben aufzurichten

„Bessere, als Du," erwiderte der Anführer der rachgierigen Schaar, „denn wir achten das Gebot des Herrn und dieses lautet: Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Hausfrau!"

„So handeln Wilde, Kannibalen, Menschenfresser!" rief Grain-Bonbon außer sich.

„Selbst der Wilde achtet das Weib des Andern," entgegnete der Unversöhnliche von Hernals. „Du bist schlimmer, als der Wilde, — Du bist für mich gleich der wilden Bestie des Waldes, die man ohne Umstände tödten darf."

„Man tödtet sie, aber man martert sie nicht," replicirte Henri Argout.

„Aha! Zitterst Du vor der Marter?" jubelte der Rachgierige, sich grinsend die breiten Hände reibend, „Du hast ja geprahlt, ein Soldat der großen Armee zittere vor keiner Marter, vor keinem Schrecken. Wo ist nun Deine Courage, Prahlhans?"

„Ich zittere nicht," antwortete Grain-Bonbon, den selbst in diesem Augenblicke jene echt französische Eitelkeit nicht verließ, die schon in vielen Fällen Thaten herbeigeführt, die man mit Ergebnissen der Ehrsucht und der Ruhmbegierde verwechselt hat.

So kurz dieses Gespräch zwischen den beiden Hauptpersonen der unheimlichen Scene gewesen, so hatte die Zeit doch genügt, daß die Arbeiter ihr

Werk förderten und wohl anderthalb Schuh hoch erhob sich bereits die Mauer, welche den unglücklichen jungen Voltigeur von der lebenden Menschheit trennen sollte.

Jenen Lesern, die diese Schnelligkeit nicht begreifen können, erlauben wir uns einzuwenden, daß sie wohl nur einen gewöhnlichen Maurer gesehen haben, der, wenn er drei, vier Ziegel aufgelegt, entweder einen Schluck Bier trinkt, seine Pfeife ausklopft, stopft, anzündet, mit seinem Neben-Arbeiter ein paar Worte über Politik spricht, oder eine hübsche Handlangerin in die Wange kneipt. Eine solche Arbeit geht freilich langsam vorwärts; anders war's bei der, welche im verlassenen Keller des „blauen Herrgott" zu Stande kam

Die beiden Maurer wußten recht gut, was auf dem Spiele stand, wenn sie ertappt würden, zudem hatten sie das natürliche Verlangen, mit ihrer traurigen Arbeit so schnell als möglich zu Ende zu kommen. Der Eingang zum dritten Keller war außerdem schmal und Hansel machte den fleißigsten Handlanger, indem er die bereit liegenden Ziegel mit Mörtel beschmierte und sie den Maurern hinreichte, so daß diese nur zu legen und festzuhämmern nöthig hatten. Als der Franzose an der Mauer sich endlich mühsam aufgerichtet hatte, erhob sich zwischen

ihm und seinen Peinigern bereits eine Art Brustwehr von zwei bis dritthalb Fuß Höhe.

Henri Argout wendete sich an die Maurer, welche darauf losstrichen und hämmerten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rann und sagte:

„Wenn dieser grausame Mann schon will, daß ich elend zu Grunde gehe, was habe ich Euch gethan, Ihr braven Maurer, — Ihr seid ehrliche Handwerker! — wie könnt Ihr Euch zu Henkersknechten dieses Ungeheuers hergeben? Was habe ich Euch gethan?"

„Du und alle Deine Landsleute sind unsere Feinde," erwiderte Hansels Bruder mit wild blitzenden Augen, „Ihr habt unser armes Oesterreicher-Landl mit Blut überschwemmt, ausgesogen, geplündert, in's Unglück gebracht Leider können wir unsern Zorn nur an Dir allein auslassen, ich wollt' es wär' möglich, Eure ganze Armee lebendig einzumauern."

„Mit samte Kaise Napolion!" rief der fanatische Czeche

Grain-Bonbon, an dessen Stirne eiskalte Perlen der Angst hervortraten, sah ein, daß mit diesen Leuten nichts anzufangen war; er hatte sich, an der Mauer lehnend, wenigstens so weit erholt, daß ihn seine Füße wieder trugen und in einer tollen

Eingebung stürzte er auf die Mauerenden los, als ob er die sich bildende Steinwand mit Sturm nehmen wollte.

Allein unter Hohnlachen warfen die Unversöhnlichen mit ihren derben Fäusten den unglücklichen jungen Mann zurück, daß er wieder bis an die Wand taumelte, von wo er mit Entsetzen auf seine Peiniger blickte.

Koloman Schindler aber ergriff des Franzosen Gewehr, das er an die Wand gelehnt hatte, legte es über die Mauer gegen den Franzosen an und donnerte ihm zu:

„Stehen geblieben!"

„Schieße mich nieder!" erwiderte Henri Argout, „und ich werde die Kugel segnen, die mich mitten in's Herz trifft."

Ein höhnisches Lachen war die grausame Antwort.

„Ich glaube, Du könntest es wohl schon eingesehen haben," sagte Koloman Schindler, die Flinte wieder absetzend, „daß Du es nicht mit dummen Buben, sondern mit Männern zu thun hast. Glaubst Du, es genügt mir, Dich sterben zu sehen? Wollte ich das, so hätte ich Dir ja längst die Hirnschale einschlagen können. Nein, ich will gewiß sein, daß Du elend zu Grunde gehst unter namenlosen Qualen,

daß Du Dir in Hunger und Verzweiflung selbst das Fleisch von den Beinen nagst und endlich verreckst und crepirst, wie ein räudiger Hund. Lustig d'rauf losgemauert, Ihr braven Oesterreicher, — jeder bekommt von mir einen Ducaten und eine Woche lang' soll't Ihr im „Häuserl am Rain" trinken, was Euer Herz begehrt."

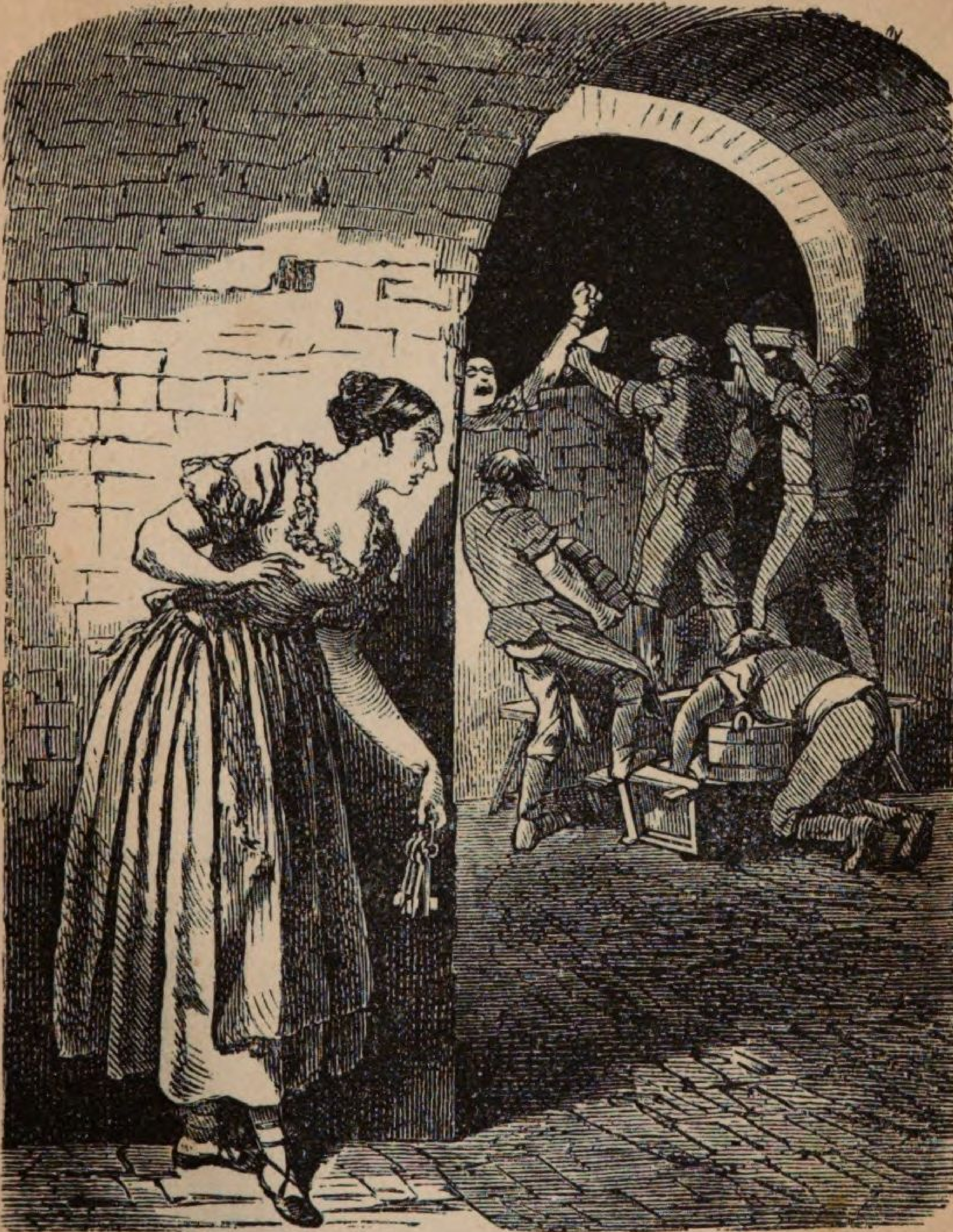
Es hätte dieses Versprechens nicht bedurft, um die beiden Maurer anzueifern, drängte es doch jeden Theilnehmer dieser unheimlichen Scene, mit derselben sobald als möglich zu Ende zu kommen.

Wir wollen die letzten Augenblicke noch bei dem unglücklichen Franzosen bleiben.

Er sprach kein Wort mehr, einsehend, daß er mit Gründen gegen die Unversöhnlichen eben so wenig ausrichten, als er, der geschwächte, halb todte Mann, physisch den vierschröttigen gesunden Männern gewachsen war, die ihm feindselig gegenüber standen.

Und immer höher stieg die Mauer.

Einen Augenblick dachte er, es sei Alles nur Prüfung, und so wie man den Deserteur manchmal auf dem Executionsplatz begnadigt und ihm die ausgestandene Todes-Angst als Strafe anrechnet, so werde auch sein erbitterter Feind im letzten Augenblicke der Menschlichkeit zugänglich werden und Einhalt thun.



Zur Seite 223.

Aber die Mauer stieg, und stieg!

Unwillkürlich aber war sein nächster Gedanke, was geschehen werde, wenn sein erbarmungsloser Feind bei seinem grausamen Urtheile blieb. Er sah sich allein in dem finsteren Grabe, abgeschnitten von der ganzen Menschheit, verzweifelnd, verhungernd, elend zu Grunde gehen.

„O mein Vater!" seufzte er, seines Erzeugers gedenkend, dessen einzige Freude, Hoffnung und Altersstütze er gewesen war.

Der Gedanke, daß Menschen so grausam sein konnten, einem Vater seinen einzigen Sohn zu rauben, und ihn auf eine so qualvolle Weise sterben zu lassen, erfüllte ihn mit einer solchen Wuth, daß ihm das Blut siedend heiß zum Gehirne drang und er plötzlich wie ein Wahnsinniger auf die Todesmauer zustürzte, mit geballter Faust seinen Mördern drohend und sie mit einer Fluth französischer Flüche und Schimpfworte überschüttend.

Aber nur höhnisches Gelächter antwortete diesem letzten Ausbruche der Widerstandsfähigkeit eines dem Tode Geweihten.

Denn die Mauer war inzwischen so hoch gediehen, daß man nur mehr den Kopf und den erhobenen Arm des Unglücklichen sah.

Im nächsten Augenblicke lehnte er wieder an

der Wand und starrte mit trüben Augen nach der Oeffnung, die noch zwischen der sich immer hebenden Mauer und dem oberen Bogen bestand, und die immer kleiner wurde. So lange er noch die Gesichter und Hände der Arbeitenden sah, ihre Stimme hörte, so lange noch das rothe Licht der Fackel in sein Grab herüberquoll, so lange fühlte er sich nicht ganz von den Lebendigen abgeschieden, — so lange tönte und leuchtete das Leben noch in seine Gruft hinein.

Aber allmälig verschwanden die Gesichter, endlich auch die Hände, er sah nur, wie Stein auf Stein gelegt ward und die Schläge des Hammers, der darauf klopfte, klangen ihm, als ob sein Sarg zugenagelt würde.

Und immer spärlicher quollen die Strahlen des Fackel-Lichtes herüber, immer unverständlicher wurden die Stimmen der Maurer, immer dumpfer die Schläge des Hammers.

Denn höher und immer höher hob sich die unselige Wand.

Endlich trennte nur etwa eine Ziegelhöhe noch die Wand von dem Bogen, an den sie sich anschloß.

Der arme Henri Argout saugte mit gierigen Blicken die letzten Strahlen des Lichtes ein, die er auf dieser Erde sehen sollte, seine Augen drohten aus den Höhlen zu treten, um nur noch den letzten

schwachen Schimmer, der herüber fällt, nicht zu verlieren.

Endlich erlischt auch dieser.

Nacht, finstere Nacht!

Die letzten Schläge des Hammers widerhallen an der geschlossenen Wand.

„Gott! erbarme Dich meiner!" ruft der Unglückliche.

Und erschöpft von all' den Qualen, die er heute schon erduldet, stürzt er ohnmächtig zu Boden.

9. Kapitel.

Der Schwur.

Wir haben bis zum letzten Augenblicke bei dem Sohne des Schauspielers Théophile Argout ausgehalten, wir müssen nun zur Schwagers-Enkelin der Pfründnerin Josefa Langhammer zurückkehren, der schönen Afra, welche der ganzen eben geschilderten Scene vom ersten bis zum letzten Augenblicke beigewohnt hatte.

Vergebens würden wir die Gefühle der Angst, des Entsetzens zu schildern suchen, welche den Busen der schönen Tirolerin hoben. Des Franzosen edles bleiches Antlitz hatte auf sie einen wunder

baren Eindruck gemacht, — die Jungfrau hielt es natürlich für Mitleid, — allein wie wir wissen war Grain-Bonbon ein bildhübscher Schwarzkopf und wenn ein junges Mädchen für einen schönen jungen Mann Mitleid fühlt, dann geht dieses Gefühl sehr leicht in ein anderes über, das eben — Liebe ist.

Obwohl sie sich selbst sagte, daß es am besten wäre, so rasch als möglich zu entfliehen, Lärm zu machen und Leute herbeizurufen, welche die Greuelthat verhindern mußten, so war ihr Fuß doch wie im Boden festgewurzelt und sie vermochte nicht, sich von der Stelle zu bewegen.

Ein gewisses Etwas, das mehr war, als bloße Neugierde, zwang sie zu bleiben und den Verlauf dieser nächtigen Frevelthat bis zum Ende zu beobachten.

So oft das Gesicht des Franzosen hinter der empor wachsenden Mauer zum Vorscheine kam, fühlte sie denselben Stich im Herzen, den sie bei seinem ersten Anblicke empfunden hatte.

Sie zitterte vor Aufregung am ganzen Körper.

Endlich war die unheimliche That gethan und Peter, der Maurer, den Schweiß abwischend, wendete sich gegen den Wirth vom „Häuserl am Rain“ mit den Worten:

„Wir sind fertig!"

Der rachsüchtige Retzer stieß einen Seufzer der Befriedigung aus, während er murmelte:

„Jetzt ist mir leichter!"

Laut aber setzte er hinzu:

„Ich danke Euch, Ihr Leute, für Eure fleißige Arbeit. Hier habt Ihr jeder Euren Dukaten und morgen Vormittags kommt zu mir, — die Frau wird ein Frühstück bereiten."

Worte des Dankes murmelnd steckten die beiden Maurer die Goldfüchse ein, während der Böhme Czihak hinzusetzte:

„Glaub' ich doch, Pane Schindler, daß sollt' me beten Vaterunser für arme Seel', was haben wir begraben lebendige."

Der Vorschlag des Maurers lag so ganz im Geiste der damaligen Zeit, daß selbst der Wirth vom „Häuserl am Rain" nichts dagegen einzuwenden wagte, doch behielt er den Hut auf dem Kopfe, während Hansel und die beiden Maurer die Mützen zogen und leise für den Unglücklichen beteten, den sie eingemauert hatten.

Nur Koloman Schindler betete nicht; er gönnte seinem Todfeinde nicht einmal im Grabe ein einfaches Vaterunser; der Ingrimm des rachsüchtigen Mannes reichte über das Grab hinaus.

Eine schauerliche Stille herrschte während dieses kurzen Gebetes.

Afra sah ein, daß nach diesem Gebete die ihr fremden Männer den Ort verlassen würden; es war wahrscheinlich, daß sie die Fackel erst im Vorkeller löschten und so mußte sie jedenfalls gesehen werden. Mithin war es höchste Zeit für sie, sich davon zu machen. Rasch hob sie den Korb empor, in welchem sie die von der Mahm gewünschten Vorräthe trug, und wollte leichten Schrittes in's Freie huschen.

Allein sie hatte vergessen, daß sie den Schlüsselbund auf den Deckel des Korbes gelegt hatte, und als sie eilig aus dem finsteren Orte forthastete, fielen die Schlüssel klirrend zur Erde.

Ein Aufschrei im zweiten Keller bewies ihr, daß die fremden Männer das Rasseln gehört hatten, — der Schreck lähmte ihr die Füße, sie kam wie in einem bösen Traume nicht vorwärts, und im nächsten Augenblicke schon fühlte sie sich ergriffen, festgehalten und in den zweiten Keller geschleppt.

Drohende Gesichter umgaben sie, — das Fackellicht fiel auf ihr bleiches Gesicht.

„Was hattest Du hier zu suchen, vorwitzige Dirn'?" fragte drohend der Wirth vom „Häuserl am Rain."

Aber ein Tiroler-Herz ist muthig und stark, — Afra war jetzt, wo sie mitten in der Gefahr war, muthiger als zuvor, faßte sich mit einer Geistesgegenwart, die man ihr kaum zugetraut hätte, und antwortete trotzig:

„Dasselbe könnte man Euch fragen, da Ihr hier im „blauen Herrgott" fremd seid, — während ich zum Hause gehöre, — denn ich bin bei meiner Frau Mahm, der Pfründnerin Josefa Langhammer, welche sich heute Nachmittags die Vorräthe gekauft, die ich da im Körbl habe, — sie hat Alles in den Vorkeller gestellt, damit's frisch bleibt und jetzt hat sie mir befohlen, das Zeug zu holen."

Das klang nun allerdings so natürlich und glaubwürdig, daß man nicht daran zweifeln konnte.

Allein Koloman Schindler fuhr fort:

„Wir wollen glauben, daß Du zufällig hierher kamst, aber Du wirst uns sagen, ob Du von dem, was hier im Keller vorgegangen, etwas gesehen und gehört hast."

Nun hatte aber die schöne Tirolerin in ihrem Katechismus gelernt, daß das Lügen eine Sünde sei, selbst dann, wenn es mit Vortheil verbunden, oder wenn man durch die Lüge eine Gefahr beseitigen kann, deshalb antwortete das fromme Mädchen unerschrocken:

„Alles habe ich gesehen und gehört."

Betroffen und verlegen sahen sich die vier Männer an.

Afra aber fuhr mit steigender Begeisterung fort:

„Ich habe es gesehen, daß Ihr einen Menschen lebendig eingemauert und zum qualvollsten Tode bestimmt habt. Ich weiß nicht, welches Verbrechen er begangen hat, Ihr aber habt kein Recht, über ihn zu richten, am wenigsten aber ihn zu einem entsetzlichen, marternden Tode zu verurtheilen, den kein irdischer Richter über ihn verhängen würde. Und darum Ihr Männer, die Ihr nicht ausseht wie Mörder, laßt Euch durch die Bitte eines armen frommen Mädchens erweichen, brecht die Mauer wieder ein, die Ihr aufgeführt, und schenkt dem armen Teufel das Leben, die Freiheit wieder, Gott wird Euch segnen und der Herr Jesus wird's Euch zehntausendfach vergelten."

Finster blickten die Unversöhnlichen auf sie, Koloman Schindler aber erwiderte:

„Du weißt nicht, was Du verlangst, einfältiges Dirndl, — das Verbrechen, das dieser Bursche begangen, ist ein solches, daß man es einer ehrbaren Jungfer gar nicht mittheilen kann; zudem ist er ein Franzose, ein Feind unseres Landes, — und Du

bist eine schlechte Oesterreicherin, wenn Du Mitleid mit ihm fühlst, für ihn bittest."

„Der Herr Jesus sagt: „Liebet Eure Feinde," eiferte das fromme, muthige Kind. „Thut Gutes Denen, die Euch hassen, und betet für Die, so Euch verfolgen. Ich bin keine schlechte Oesterreicherin, Ihr Herren, — mein Herz blutet, daß der Feind im Land' ist, und wie ich nie vergesse, für meine verstorbene Mutter zu beten, so bete ich auch alle Tag' für den Kaiser Franzl, daß ihm der Herrgott Sieg und Glück verleihen möge. Mein Vater und meine vier Brüder stehen in Tirol am Iselberg unter dem Andree Hofer und pfeffern mit ihren Stutzen auf die Franzosen und Baiern."

„Nun und Du fühlst Erbarmen mit einem Franzosen?" fragte Schindler, „dessen Kameraden vielleicht in diesem Augenblicke Deinen Vater, Deine Brüder niederschießen?"

„Im ehrlichen Kampfe! mag's sein!" antwortete Afra mit richtigem Takte, „sie stehen unter Gottes Schutz, was er thut, ist wohlgethan! Aber hier wird ein schändlicher niederträchtiger Meuchelmord geübt, — und das leid' ich nicht, — so wahr mir unsere liebe Frau beistehe, — ich leid' es nicht!"

Das schöne Antlitz der Tirolerin glühte von einer Begeisterung, die ihr alle Ehre machte.

„Nun, — und was willst Du dagegen thun?“ fragte der rachsüchtige Wirth vom „Häuserl am Rain“ mit aufsteigendem Aerger.

„Was ich thun will?“ rief Afra ohne Scheu und Rückhalt, „Lärm schlagen will ich, alle Leut' herbeirufen, daß der Franzose aus seinem Grabe befreit wird, — ehe es zu spät ist.“

„Das wirst Du bleiben lassen!“ rief Schindler und zornig ballten sich die Fäuste der Anderen.

„Schlag' me todt Weibsbild kecke,“ meinte der Böhme, der in diesem echt hussitischen Mittel das geeignetste fand, die Frage rasch zu erledigen.

„Ich weiß was Besseres,“ sprach Koloman Schindler, der den Charakter des frommen Tiroler Mädchens richtig beurtheilte, „sie muß uns auf's Crucifix schwören, daß sie kein Wort von allem dem, was sie hier gesehen und gehört, verrathen will.“

„Ich schwöre nicht, und wenn Ihr mich umbringt,“ antwortete Afra.

„Das wollen wir sehen,“ meinte Schindler, das Gewehr des Franzosen ergreifend.

„Wo nehme Crucifix her?“ fragte der Böhme.

„Dafür weiß ich Rath,“ meinte Hansel. „Schau der Herr nur, daß er derweil der Tiroler-Gretl da den Kopf zurecht setzt, den Herrgott zum Schwören bringe ich.“

Und er eilte aus dem Keller.

„Ueberleg' Dir's, Dirndl, ob Du schwören willst oder nicht," sagte Koloman Schindler, „schau', ich bin heut schon einmal im Leutumbringen drinnen und auf einen Mord mehr oder weniger kommt's mich jetzt nimmer an. Ich geb' Dir mein Wort, Tirolerin, wenn Du nicht schwörst, daß ich Dich mit dem Gewehr des vermaledeiten Franzosen niederschieße. Schau, Dirndl, bist so jung und sauber, — hast Vater und Geschwister daheim, vielleicht auch einen Schatz, — 's wär' doch Schad' um Dein junges Leben."

Diese einfachen Worte, aus denen jedoch ein fürchterlicher Ernst sprach, verfehlten ihre Wirkung auf Afra nicht, sie war zu jung, um nicht gern zu leben; sie sah ein, daß der Mann mit dem Gewehre des Franzosen seine Drohung ausführen und sie niederschießen würde, wenn sie den Schwur nicht leistete.

Und was nützte es, wenn sie ihr Leben opferte? Es wäre dann der einzige Zeuge der Greuelthat, der es mit dem Eingemauerten gut meinte, beseitigt und der Franzose um so rettungsloser verloren.

So lange sie lebte, konnte irgend etwas geschehen, was den Unglücklichen rettete.

Es verstrichen so schweigend einige lange, bange Minuten.

Niemand redete ein Wort, — Afra hatte sich auf die Kniee geworfen und betete.

Der Hansel kam zurück; er trug ein riesiges Kreuzbild; dasselbe hatte er vom Hofe des Armenhauses geholt, wo es seit vielen Jahren hing. Das grobgeschnitzte Bild des Heilandes war an ein braun angestrichenes Kreuz genagelt, die Dornenkrone mit Kunstblumen umwickelt, — der ganze Körper bemalt und die Fleischfarbe spielte stark in's Blaue, wovon das Bild und das ganze Armenhaus den Namen „zum blauen Herrgott" erhalten hatte.

Der Christus, eine grobe Holzschnitzarbeit aus dem sechzehnten Jahrhunderte, war der Sage nach im Lazarethkirchlein auf einem Altar gestanden. Die Türken hatten anno 1683 aus den Ueberresten der niedergebrannten Kirche einen Stall für ihre Kameele gemacht und den Altar in die Luft gesprengt; nach dem Entsatze von Wien fand man unter den Trümmern das Kreuzbild gänzlich unversehrt, nur hatte es vom Pulver-Rauch die blaue Farbe angenommen. Das Kreuzbild wurde beim Wiederaufbau des Lazarethkirchleins in's Armenhaus übertragen, genoß daselbst einer besonderen Verehrung und so oft der Gekreuzigte, — oder wie man wienerisch sagt: der Herrgott, frisch bemalt wurde, mußte der Maler die Fleischfarbe mit einer tüchtigen Dosis Blau ver-

setzen, um der historischen Benennung „zum blauen Herrgott" gerecht zu werden.

Das Kreuzbild hing, wie erwähnt, im Hofe des Armenhauses, in starken Klammern; Hansel, der riesenstark war, hatte die eisernen Klammern ausgerissen, das Crucifix genommen und in den Keller gebracht

Afra hatte vor diesem Bilde, an dem sie wiederholt ihre Andacht verrichtet hatte, eine besondere Ehrfurcht.

„Nun, Tirolerin," sprach der Wirth vom „Häuserl am Rain", „ich frage Dich zum letzten Male: willst Du den Schwur leisten, den ich Dir vorsagen will, oder soll ich —?"

Und er richtete die Mündung der Franzosen Flinte auf das Herz des knieenden Mädchens.

„Barmherzigkeit!" rief Afra, „laßt mich leben. ich will schwören."

„Gut!" antwortete Schindler, die Flinte absetzend, „Hansel, — halt ihr den Herrgott hin.'

Der Hausknecht des Wirthshauses vom „Häuserl am Rain" that, wie sein Herr befahl, und senkte das Kreuzbild vor der knieenden Tirolerin.

„Leg' die linke Hand auf's Kreuz, Tirolerin," befahl Schindler.

Afra that es.

„Und nun heb' die rechte zum Schwur' in die Höhe," fuhr er fort.

Die bleiche bebende Jungfrau gehorchte.

„Und nun sprich mir jedes Wort nach, das ich Dir vorsagen werde."

Sie nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Und der Rächer seines entehrten Weibes sprach wie folgt:

„Ich schwöre bei der allerheiligsten Dreifaltigkeit, bei unserem Herrn Jesus, dessen wundenbedeckten, heiligen Leib meine Hand in diesem Augenblicke berührt, bei unserer lieben Frau, deren Herz sieben Schwerter durchbohrten, bei allen Heiligen und Märtyrern, insbesondere aber bei meiner Namens-Patronin, der h. Afra, daß ich jetzt und nie einen Versuch machen will, die Mauer, hinter welcher sich der eingemauerte Franzose befindet, selbst zu durchbrechen oder von Andern durchbrechen zu lassen. Desgleichen schwöre ich, daß ich von Allem dem, was ich hier gesehen und gehört habe, gegen keinen Menschen irgend etwas erwähnen, es weder erzählen, noch schreiben, noch auch nur einem Menschen durch einen Wink andeuten will. Wenn ich's aber thue, wenn ich meinen Schwur breche und auch nur mit einem Blick oder Wort einem Menschen verrathe, was ich weiß, dann soll ich auf dieser

Erde kein Glück mehr haben, kein guter Bissen Brot, kein guter Tropfen Wein über meine Lippen kommen, mein Leib soll im Aussatz verdorren, was ich lieb habe, soll sterben, mein Vater und meine Brüder sollen von den Kugeln der Franzosen zerschossen, drei Tage verschmachtend ohne Tropfen Wasser auf dem Schlachtfelde liegen, ehe sie sterben, — ich selber soll elendiglich wie ein Hund verrecken und in meiner letzten Stunde soll mir kein Priester die Wegzehrung reichen, nach meinem Tode aber soll ich in die grundlose Hölle kommen und mit Pech, Schwefel und Teufelsflammen in alle Ewigkeit gemartert werden. Amen!"

Fast versagte dem armen, bebenden Mädchen bei den letzten Worten die Stimme. Als sie das Amen nachsprach, — brach sie in lautes Weinen aus; der fürchterliche Schwur hatte sie so ergriffen, daß sie sich nicht allein vom Boden zu erheben vermochte, die Männer mußten ihr beistehen.

Vielleicht wundert man sich, wie Koloman Schindler, den wir immer als einen höchst simplen Mann geschildert, zu jener höllenmalerischen Beredsamkeit kam. Der Moment riß den leidenschaftlichen Retzer hin, auch waren die meisten der Ausdrücke aus jenen phantastischen, halbverrückten Traktätlein entlehnt, die im Lande Oesterreich unter

der Form von „Gebeten", „Haussegen" u. s. w. zahlreich unter dem Bauernvolke vertheilt werden und die durch das oftmalige Nachsprechen den Leuten geläufig werden.

„Du kannst nun gehen," sagte der Wirth vom „Häuserl am Rain".

Afra ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern den Korb ergreifend, wankte sie zum Keller hinaus.

„Wird sie ihren Schwur halten?" fragte Peter, der Maurer, „wenn sie plaudert, sind wir Alle verloren."

„Kann schon sein," meinte der Hansel.

„Wär' vielleicht doch g'scheidter wesen, wenn hätt'me umbracht," sagte Czihak.

Koloman Schindler schüttelte energisch den Kopf.

„Sie wird schweigen, sag' ich Euch," beruhigte er die Zweifelnden, „sie ist ein echtes Tirolerkind und die Frömmigkeit ist in jenem Lande so groß, daß das Mädchen nie ihren Schwur und obendrein einen solchen Schwur brechen wird. Verlaßt Euch auf mich, — ich kenne das Landl und die Leute dort. Die Aferl wird sich eher die Haut abziehen lassen, als daß sie ein Wort von dem ausplaudert, was sie hier gehört und gesehen hat."

„Um so besser," meinte Peter und die Anderen stimmten zu.

„Doch nun gehen wir," fuhr Schindler fort, „'s ist Zeit, daß wir fortkommen."

Schweigend deckten die Männer die Bahre wieder zu, nachdem Schindler das Gewehr in dieselbe gelegt hatte.

Auch alle Ueberreste der Vermauerung wurden sorgfältig aufgelesen und in die Mörteltruhe geworfen, welche der Wirth vom „Häuserl am Rain" selbst zu tragen übernahm.

Der Hausknecht aber trug das große Christusbild, auf welches Afra den Schwur geleistet.

Man verließ den Keller, im Vorkeller verlöschte man die Fackel, ehe dies geschah, wendete sich Koloman Schindler noch einmal um, gegen die zugemauerte Stelle und murmelte zwischen den Zähnen:

„Wohl bekomm's, Franzosenhund! — jetzt bin ich gerächt!"

Nicht eine Spur von Reue, sondern nur der Triumph der befriedigten Rache malte sich auf dem düsteren Antlitz des leidenschaftlichen Mannes.

Aber im nächsten Augenblicke erlosch die Fackel und er war genöthigt, seinen Mitschuldigen aus dem Vorkeller in's Freie zu folgen.

Hansel trug den „blauen Herrgott" wieder an seine Stelle, aber er war nicht im Stande, den Schaft des Kreuzes wieder in die losgegangenen

Klammern einzufügen, so daß er sich endlich begnügen mußte, das Kreuzbild an die Wand anzulehnen, in welcher Stellung es am Morgen die bestürzten Pfründner und Pfründnerinnen fanden, so daß alsbald sich in der Alservorstadt, am Thury und Michelbairischem Grund die Nachricht verbreitete, der „blaue Herrgott" sei in der Nacht von der Wand herabgestiegen.

Hansel aber holte seine Gefährten ein, die durch das kleine „Thürl" am Linienwall das Armenhaus verließen, Alles mit sich nehmend, was an dem begangenen Verbrechen zum Verräther werden konnte.

10. Kapitel.

Seltsame Wendung.

Die arme Afra betrat todtenbleich, am ganzen Leibe bebend die Armenstube ihrer alten Muhme, der Pfründnerin Josefa Langhammer.

Vom Thurme der Minoriten in der Alservorstadt erklang die eilfte Stunde.

Die Pfründnerin, welche sich mit der Lüsternheit alter Leute auf Wurst und Wein gefreut hatte, war über Afra's langes Ausbleiben ganz wüthend und empfing das arme Mädchen mit einem gräulichen Donnerwetter.

„Ja, sag' mir nur, Du Sakerments-Mensch," belferte sie der Eintretenden entgegen, „wo Du bleibst? Ueber eine Stunde bist Du aus — und läßt mich arme, elende, kranke Person hier allein, hilflos und hungrig liegen – Du — Du —"

Das beabsichtigte Schimpfwort blieb der Alten in der Kehle stecken, denn jetzt erst sah sie das Gesicht der Nähertretenden und entsetzt über die Todtenblässe, die tiefliegenden Augen und die verzerrten Züge des schönen Mädchens schlug sie die Hände zusammen und rief:

„Jesus, Maria, Afra, wie siehst Du denn aus?"

„Sei die Frau Mahm nicht harb," *) bat die Tirolerin, „daß ich so lang ausgeblieben, — aber 's ist mir plötzlich übel geworden, ich bin umgefallen, wie ein Stück Holz und weiß nicht, wie lang' ich so gelegen."

Dabei stieß Afra einen schweren Seufzer aus, denn das fromme Mädchen hielt das Lügen für eine Sünde, wenn sie auch im gegenwärtigen Augenblicke gezwungen war, eine Nothlüge zu gebrauchen.

„Du armes Kind! was fehlt Dir denn?" fragte die alte Langhammer mit inniger Theilnahme,

---

*) Böse.

denn bei allen ihren Mucken und Wunderlichkeiten hatte sie doch ein Herz für ihre Verwandte. „Wie ist's denn so plötzlich gekommen? warst doch frisch und gesund, als Du hier weggingst?"

„Weiß ich's selbst?" erwiderte Afra, „'s kommt vielleicht daher, daß es hier herinnen heiß und dumpfig ist, während draußen die kalte Nachtluft mich mit einem Male anhauchte; das Herz schlug mir, — im Kopfe sauste und brauste es, wie siedendes Wasser, urplötzlich wußte ich nichts mehr von mir und sank auf dem Grase hin. Zum Glücke hatte ich Wein und Wurst schon im Korbe und es zerbrach nicht einmal eine der Flaschen."

Die Muhme legte den Finger auf die Nase und sagte dann:

„Ich will Dir sagen, Afra, was Dir fehlt."

„Nun, Frau Mahm?"

„Du hast das Jungfern-Fieber."

„Was?!"

„Du brauchst einen Schatz, noch besser einen Mann, — Du mußt heiraten."

„Aber, Frau Mahm!"

„Larifari! 's geht einmal nicht anders; daran müssen wir Alle, — bist ein gesundes, starkes Weibsbild und wenn Du einmal einen Mann und

drei, vier liebe Kinderln hast, wirst Du keine Anwandlungen von Ohnmacht mehr bekommen."

Afra schwieg.

Wenn sie auch recht gut wußte, daß die Alte die Ursache ihres schlechten Aussehens falsch aufgefaßt, so konnte sie doch nicht umhin, als die Muhme von einem Liebhaber, einem Gatten sprach, an den schönen Franzosen, den Schwarzkopf, zu denken, den man eingemauert hatte.

Während dieses Zwiegespräches hatte aber die schöne Tirolerin Alles zum Souper ihrer alten Verwandten vorbereitet, das heißt, sie legte vor der Pfründnerin, die sich im Bette aufgesetzt hatte, über deren Füße ein Bret hin, das als Tisch diente, belud dasselbe mit Brot und Wurst, reichte ihr ein scharfes Messer und stellte auf einen Stuhl neben dem Bette die beiden Flaschen Wein, aus denen sie früher den Stöpsel herausgezogen hatte.

„So laß' ich mir's gefallen," sprach die alte Pfründnerin mit großmütterlicher Lustigkeit, „schenk' mir ein, Afra, — ah! nicht ein solches Glaserl, — nimm' den Seitelstutzen; komm' her, Du misel süchtige Jungfer, — iß und trink mit mir."

„Ich bring' keinen Bissen hinab, Frau Mahm," betheuerte die Tirolerin.

„Nun, zum Essen will ich Dich nicht zwingen,"

meinte die Alte, „obwohl ich seit Langem nichts Besseres gegessen habe, als diese Salami-Wurst, — aber ein Glas Wein mußt Du trinken, das richtet Dir den Magen ein und peitscht das faule Blut durcheinand."

Trotz allen Protestirens füllte sie den Seitelstutzen und Afra mußte denselben bis auf die Neige austrinken, während die alte Langhammer weiter plauderte:

„Gelt, das schmeckt? Wie's Dir gleich das Blut in's Gesicht treibt, daß Du aufblühst, wie eine Pfingstrose; bist ein gutes, braves Kind, Aferl, hast ein altes, krankes Weib nicht im Stich gelassen, sondern getreulich bei mir ausgehalten, darum gehört auch, wenn ich sterbe, Alles Dir, was Du in einem Lederfleck eingeschlagen in meinem Strohsack finden wirst!"

„Rede die Frau Mahm nicht so was!" sprach Afra herzlich.

„Paperlapap! Reden kann man schon davon, deswegen braucht man ja nicht gleich zu sterben, im Gegentheil, ich gedenke noch recht lange zu leben und noch manches Seitel Wein unter Dach zu bringen, wie dieses da!"

Und mit einem Zuge trank die Alte den vollgefüllten Stutzen leer.

„Wenn's der Frau Mahm nur nicht schadet," meinte ängstlich die Tirolerin.

„Giges, gages! ich habe eine gute Natur, mir schadet so leicht nichts," rief Frau Langhammer mit jener Widerspenstigkeit, welche alte Leute den Anforderungen der Natur gegenüber nicht selten an den Tag legen, „ich esse die ganze Wurst auf und trinke die zwei Flaschen leer, — eh' soll der Magen zerplatzen, ehe ich die Gottesgabe verderben lasse. Geh' Du jetzt nur schlafen mein Kind, — ich brauche nichts mehr, denn was ich brauche, Speis' und Trank, für welche Gott dem Herrn sei Dank, hab' ich im Bereiche meiner Hände. Geh' schlafen, mein Kind, der Schlummer wird Dir gut thun."

„Gute Nacht, Frau Mahm."

„Gute Nacht, Afra."

Gehorsam wie immer entkleidete sich die schöne Tirolerin, legte sich in's Bett und die Augen schließend begann sie zu beten; sie betete für ihren Vater und ihre Brüder, die ferne an der Eisack und am Inn mit den Franzosen kämpften, sie betete aber auch für den eingemauerten Franzosen, damit ihn Gott nicht verzweifeln lasse, und durch ein Wunder seine Befreiung bewirke.

Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren; sie hörte wie ihre Tante im Bette nebenan, Glas auf

Glas einschänkte und austrank, wie sie in ihrer Lustigkeit mit sich selbst plauderte und allerlei seltsame Trinksprüche ausbrachte, auf ihren Seligen, auf den endlichen Sieg der Oesterreicher über die Franzosen, endlich auf das Braut-Paar, worunter sie offenbar ihre Schwieger-Enkelin Afra und irgend einen Zukunfts-Bräutigam verstand. Zum Schlusse kam die Alte in ihrem Wein- und Gefühlsdusel so weit, daß sie zu singen anfing und mit leiser, heiserer Stimme das Volkslied krähte:

Freut' Euch des Lebens
 Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
 Eh' sie verblüht.

Bei der Melodie dieses Liedes, dessen Text sich seltsam genug im Munde der siebzigjährigen Frau ausnahm, schlief die schöne Tirolerin ein.

*
* *

Und Afra träumte.

Es kam ihr so vor, als wäre sie in einem großen, schönen Garten voll blühender Rosen und auf allen Bäumen, die ihre prachtvollen Kronen im lauen Winde neigten, hingen große weiße, blaue und purpurne Blüthen; auf allen Zweigen aber wiegten sich, lieblich singend, fremdartige Vöglein und Springbrunnen rauschten lustig, — der Geruch der Blumen

aber war fast betäubend, wenn der Westhauch ihn über den sammtgrünen Rasen trug.

Sie aber wandelte allein inmitten all dieser Herrlichkeit, trug ein weißes Kleid und einen Myrthen-Kranz, wie ihn die Braut trägt, wenn sie zum Altare geht.

Mit einem Male wandelte sie nicht mehr allein, an ihrer Seite schritt ein junger Mann.

Es war der Franzose, den man eingemauert hatte, dessen Namen sie nicht einmal wußte.

Und er sprach zu ihr so lieb und freundlich, wie er sie vom ganzen Herzen lieb habe, so daß ihr eigenes Herz zerspringen wollte vor Entzücken und Seligkeit.

Und endlich fragte er sie, ob sie sein Weib werden wolle.

Und als sie sich besann, ob sie dem Feinde ihres Volkes, ihres Landes, die Hand reichen sollte, da vernahm sie die Stimme der alten Mahm Langhammer, ohne dieselbe zu sehen und die Stimme flüsterte ihr in's Ohr:

„Wer bleibt Dir denn noch, da ich todt bin. Nimm den Franzosen nur, — er liebt Dich, wie kein Anderer und nur mit ihm wirst Du glücklich werden. Auch Frankreich und Oesterreich wird Frieden machen.“

Aber als sie sich gegen den jungen Mann wendete, um ihm Herz und Hand zu geloben, da wurde derselbe mit einem Male bleich und traurig und sagte:

„Pardon, Mademoiselle, — aber ich kann hier nicht länger bleiben. Denn ich bin ja todt und liege im Grabe. Leben Sie wohl, Mademoiselle.“

Und vor ihren Augen verschwand er, in Luft zerrinnend.

Da hörten die Vögel zu singen und die Brunnen zu rauschen auf, die Rosen entblätterten sich, die Blüthen fielen von den Bäumen, die Blätter wurden welk, gelb und dürr, ebenso wie der Rasen, von dem nicht mehr Blumenduft, sondern Moder-Hauch und Verwesungs-Geruch herüberwehte.

Und der armen Afra ward das Herz so schwer, so unendlich schwer, daß es wie früher vor Entzücken zu zerspringen, so jetzt vor bitt'rem Leid' zu brechen drohte.

Und in ihren Ohren klangen die Worte des alten Volksliedes:

„O hab' ich Dich gefunden kaum
Und hab' Dich schon verloren,
's ist Alles wie ein böser Traum!
O wär ich nie geboren!“

Und sie weinte bitterlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Plötzlich aber trat aus dem verdorrten Dickicht eine hohe, schöne Frau auf sie zu, — unter ihren Füßen begann der Rasen wieder zu grünen und wo sie wandelte, bekleidete sich rechts und links das Gestrüpp wieder mit Laub. Und sie richtete das milde, mitleidsvolle Auge auf die Weinende und sprach:

„Ich kenne Dein Leid, Afra, und will Dir helfen.“

„Wer bist Du?“ fragte das fromme Tiroler-Kind.

„Ich bin die Muttergottes von Maria-Taferl,“ antwortete die Frau.

Da fiel Afra auf die Kniee nieder, faltete die Hände und rief:

„Steh' mir bei und erbarme Dich meiner, Mutter des Herrn.“

Die Muttergottes aber erwiderte:

„Weil Du eine reine Magd bist und nie vergißt zu beten, will ich Dein Gebet erfüllen.“

„Ach! wie soll das werden?“ fragte die Tirolerin, „der, für den ich gebetet, ist ja todt und begraben.“

„Begraben wohl, aber todt nicht,“ antworte die Muttergottes von Maria-Taferl, „durch deine Hilfe will ich ihn befreien.'

„O habe Dank, tausendfachen Dank, heiligste Jungfrau,“ rief Afra, „aber was habe ich dabei zu thun? Es soll mir nichts zu sauer und zu schwierig sein.“

„Wallfahrte nach Maria-Taferl, über den Niederberg und über St. Pölten gehst Du nach Pöchlarn, von da setzest Du nach Marbach über, hoch ober Marbach liegt mein Haus. Geh' unterwegs an keiner Kapelle vorüber, in der sich mein Bild befindet. Bete überall 5 Vater unser. Doch, nun muß ich gehen, das Jesuskind begehrt nach mir. Lebe wohl!“

Damit reichte sie der vor Andacht zitternden Jungfrau die Hand, welche diese inbrünstig küßte, und zugleich sah, wie die Heilandsmutter sich in rosenfarbenen Duft auflöste.

Man wird fragen, wie man dergleichen in den Rahmen eines Romans aufnehmen kann; darauf haben wir zu antworten, daß es eben nur ein Traum ist, den wir erzählt haben, genau nach den Angaben, welche Afra Langhammer später selbst niedergeschrieben und in denen sie die ganze Begebenheit erzählt hat. Vieles mag auf die Ueberspanntheit und religiöse Befangenheit der verliebten, ekstatischen Jungfrau kommen, allein wir wissen ja, daß ähnliche Zustände auch eine Veleda, Aurinia

und Johanna d'Arc in eine Begeisterung versetzten, in welcher sie das Natürliche für Uebernatürliches hielten.

So war es beispielsweise ganz natürlich, daß die Muttergottes der Träumenden den Weg nach Maria-Taferl angab; war es doch derselbe Weg, auf dem die Tirolerin nach Wien gekommen war. Mit der sogenannten Regensburger „Ordinari", einem Passagier-Schiff, war sie von Passau auf der Donau bis Pöchlarn gefahren, dort ausgeschifft worden und mittelst Wagen über Melk, St. Pölten nach Wien gekommen. Den Wallfahrts-Ort Maria-Taferl auf dem Berge ober Marbach hatte sie liegen gesehen und die glühendste Sehnsucht empfunden, am Altare der Gottesmutter ihre Andacht zu verrichten. Allein ihr Reisegefährte, ein biederer Tiroler Teppichkrämer, dem sie ihr Vater anvertraut hatte, hatte es nicht gestattet, und so blieb ihr die Sehnsucht im Herzen und der Weg im Gedächtniß, — kein Wunder, daß im Traume beide Faktoren zur Geltung kamen und Ursache mit Wirkung sich verwechselte.

Dies mußten wir erwähnen, weil wir in einem Volks-Romane unsern Lesern keine Märchen erzählen, wohl aber das übernatürlich Erscheinende natürlich darstellen wollen.

Unmittelbar nach dem Verschwinden der Muttergottes Maria-Taferl erwachte Afra, und es war ihr einen Augenblick, als ob sie ihre „Mahm" schwer und ängstlich athmen höre; allein das durch den Traum halb verzückte Tiroler-Mädchen stand noch so unter dem Einflusse der Bilder, die sie im Traume umgaukelt hatten, daß sie nicht im Stande war, sich aus den Fesseln des Schlafes loszumachen, sondern ein Stoßgebet murmelnd wieder einschlummerte, mit einem Gefühle von Trost und unendlicher Behaglichkeit.

Und dieser Schlummer erquickte das von den Ereignissen des Tages angegriffene, erschöpfte Mädchen so ausgiebig, daß die Morgensonne, als sie ihre ersten Strahlen durch die kleinen halb erblindeten Fenster warf, auf Afra's Wangen wieder blühende Rosen beleuchtete.

Aber die Morgensonne brachte auch eine seltsame Wendung.

Sie weckte, während Afra noch fest schlief, die zweite Pfründnerin dieser Stube, die gelähmte halbtaube alte Czervenka.

Nachdem die Alte ihr Morgengebet mit geschlossenen Augen gemurmelt hatte, wendete sie den Kopf ein wenig.

„Guten Morgen, Langhammerin," rief sie der Stubengenossin zu, „gelobt sei Jesus Christus."

Keine Antwort.

„Schläft die Alte noch, oder höre ich heute noch schlechter als gewöhnlich?" brummte die Lahme für sich, laut aber setzte sie keifend hinzu:

„In Ewigkeit! könnt' die Frau Langhammerin doch sagen."

Aber die Antwort blieb abermals aus.

Da wendete die Lahme mühsam den Kopf, daß sie ihrer alten Freundin, mit der sie freilich jede Woche sieben Tage zankte, in's Gesicht sehen konnte; als ihr aber dies gelungen, schrie sie plötzlich auf:

„Afra! zu Hilfe! zu Hilfe!"

Die Jungfrau, die sonst die Erste aus dem Bette war, heute aber in Folge der gestrigen Ereignisse sich verschlafen hatte, sprang aus dem Bette und rief noch schlaftrunken:

„Was ist's denn, Frau Czervenka."

„Schau zu deiner Mahm, Du verschlafene Dirn'!" eiferte die lahme Czervenka, „mir scheint, sie ist todt."

„Jesus, Maria!" schrie die Jungfrau, im namenlosen Schreck auf das Bett der alten Langhammer zustürzend, wo sie sich nur zu bald überzeugte, daß die Stubengenossin die Wahrheit gesprochen. Frau Josefa Langhammer lag todt und kalt im Bette, ihr Gesicht war aufgedunsen und

blau, die Augen aus den Höhlen getrieben. Kein Zweifel, die alte Frau hatte in ihrem Lebens-Uebermuthe und in ihrer Verachtung jeder Vorsicht des Guten zu viel gethan, die beiden Flaschen des starken Weines getrunken und die ganze Wurst sammt dem schweren Commißbrote bis zum letzten Bissen verzehrt; darauf war sie beduselt auf dem Rücken eingeschlafen und ein Schlagfluß hatte in der Nacht dem Leben der siebzigjährigen Frau ein Ende gemacht.

Afra war trostlos, — sie machte sich Vorwürfe, daß sie in der Nacht, als sie ihre Verwandte stöhnen gehört, nicht aufgesprungen und ihr zu Hilfe geeilt war.

Noch trostloser, noch verzweifelter geberdete sich die alte Czervenka, aber nicht etwa aus Freundschaft oder Neigung für die Heimgegangene, sondern aus einem andern, ganz eigenthümlichen Grunde.

„Tragt mich hinaus!" schrie sie, „ich will hier nicht bleiben! hier ist der Tod! Wer in einem Zimmer schläft, wo ein Todtes liegt, muß auch sterben, wie der Spiegel blind wird. Aferl, — gute, liebe, schöne, goldene Aferl, — ich bitt' Dich um's Blut Christi willen, trag' mich hinaus, — ich will ja nicht sterben! — Aferl, sei barmherzig."

Und die Tirolerin, die wie alle ihre Landsleute

eine riesige Stärke besaß, packte die Lahme sammt ihrem Bettgewande und trug sie hinaus in den Hof, wo die ersten Strahlen der Morgensonne auf dem grünen Rasen zitterten. Auf diesen legte sie die in Danksagungen sich Erschöpfende nieder unter dem Schatten eines Nußbaumes, der weithin seine grünen Arme breitete.

Dann kehrte sie in die Stube zurück.

Weinend sank sie am Bette ihrer todten Muhme nieder.

„Arme Frau Mahm," murmelte sie. „Das hättest Du wohl auch nicht gedacht, als Du gestern noch „Freut Euch des Lebens" sangest, daß Dein Leben heute schon zu Ende sein werde. Ach! so bricht denn mit einem Male Alles zusammen und ich stehe ganz allein da auf der Welt. Nein! nein! — die Muttergottes Maria-Taferl hat mir ja ihren Beistand zugesagt und sie wird mich nicht verlassen."

Uns're realistische, aufgeklärte Zeit spöttelt — und nicht mit Unrecht, — über den blinden Köhlerglauben, allein gewiß ist's, daß derselbe bei großen Unglücksfällen mehr Trost und Muth gewährt, als die weit hergeholten Gründe und schönen Phrasen der Philosophie.

Die arme Afra, die seit gestern so viel Kummer

und Herzeleid durchgemacht hatte, fand in dem Gedanken, daß ihr die Muttergottes im Traume erschienen war und ihren Beistand zugesagt hatte, die Kraft Alles zu thun, was ihr als Verwandten gegenüber der todten Muhme als Pflicht oblag, wie sie wenigstens glaubte.

Zuerst betete sie eine Unzahl von Gebeten aller Art, dann erhob sie sich, drückte der Todten die Augen fest zu, machte ihr das Kreuz und küßte sie auf Stirne und Mund.

Dann begab sie sich zum Hausverwalter, meldete den plötzlichen Tod ihrer Muhme und bat um ein christliches Begräbniß.

Der Verwalter schob die Hornbrille zurück, betrachtete seinen sechzig Jahren zum Trotz die schöne Tirolerin mit Wohlgefallen, kneipte sie herablassend in die Wangen und fragte:

„Was ist denn der alten Langhammerin so rasch zugestoßen?"

„Ich glaube, Ew. Gnaden, der Schlag hat sie getroffen," erwiderte Afra wahrheitsgetreu.

„So? Nun der Leichenbefund wird's ja zeigen; weiß Sie vielleicht eine besondere Veranlassung dafür?"

„Ich glaube sie hat Abends zu viel gegessen und getrunken."

„Was Teufel!"

„Ja, — eine ganze Salamiwurst, — einen halben Laib Brot und zwei Flaschen Wein —"

„Oho!" rief der Hausverwalter die Hände zusammenschlagend, „woher hat sie denn das Alles gehabt?"

„Ich hab' ihr's selbst geholt, die Tante war immer bei Geld, und — —"

Schwerathmend hielt sie inne, — sie fühlte, daß ein einziges Wort mehr genügen mußte, den übrigen Vorrath der alten Pfründnerin in dem vermauerten Keller anzudeuten, — der Verwalter würde dann jedenfalls den Vorrath suchen lassen, die frische Mauer finden und dies mußte zur Entdeckung und Befreiung des Gefangenen führen. Ihre Lippen zitterten, das Wort auszusprechen, aber sie erinnerte sich, daß sie geschworen hatte, auch nicht mit einem andeutenden Wink ihr Geheimniß zu verrathen und — sie schwieg.

„Na, na, sei Sie mir nicht gar zu verzagt," mahnte der Verwalter, der Afra's Erregtheit ganz anders deutete, „ich begreife es wohl, daß Ihr der rasche Tod Ihrer alten Verwandten zu Herzen geht, aber sterben müssen wir Alle. Die Langhammerin war auch schon alt genug zum Abfahren, hätt' übrigens schon noch eine Weile leben können, wer

hat ihr's denn geschafft (befohlen), zu fressen wie ein Mastschwein und zu saufen, wie ein Bürstenbinder. Aber so sind diese Spittel-Leute, wie sie einen Kreuzer Geld in den Händen haben, wissen sie vor Uebermuth nicht, was sie thun sollen. Nun hat sie's, das alte Leckermaul. Ich will übrigens gleich Befehl geben, daß sie gewaschen und in die Todtenkammer gebracht wird."

„Das Waschen will ich schon selber besorgen, wenn's Ew. Gnaden erlauben," meinte Afra.

„Na, wenn's Dir ein Plaisir macht, will ich Dir's nicht wehren," sagte der Verwalter achselzuckend, dann schob er die Brille wieder in die Höhe, betrachtete das schöne Mädchen mit lüsternen Augen und fuhr fort, „und was gedenkst denn Du jetzt anzufangen, Tiroler-Dirndl, nachdem Deine Frau Mahm mit Tod abgegangen? Bist ein junges, starkes Weibsbild, das arbeiten und sein Brot verdienen kann; ich durfte Dich wohl als Pflegerin Deiner gichtbrüchigen Mahm im „blauen Herrgott" belassen, aber jetzt, wo sie todt ist, — heißt's Allez-vous-en, wie die Franzosen sagen, zu deutsch: Marsch hinaus!"

„Ich gedenke auch gar nicht hier zu bleiben," erwiderte Afra fast trotzig.

„Hast Du schon einen Platz (Dienst)?"

„Nein, Ew. Gnaden."

„Nun, so komm' zu mir," meinte der Herr Verwalter und Magistratsrath, „ich bin ein alter Junggeselle, habe mein D'rauskommen und ein hübsches Stück Geld; es soll Dir nichts abgehen, und Du sollst bei mir ein Leben haben, wie Gott in Frankreich. Du saftiger Tiroler-Apfel — Du!"

Und dabei legte Herr Kollergern seinen begehrlichen Arm recht unternehmend um den schlanken, aber dennoch üppigen Leib der schönen Tirolerin, diese aber entwand sich mit einer so energischen Bewegung den Armen des alten Lüstlings, daß er taumelte und ihm die Hornbrille von der Nase flog, während sie sagte:

„Ich will mir's doch noch überlegen, Ew. Gnaden, — möcht' auch gern eine kleine Reise machen, bevor ich in einen neuen Platz eintrete. Jedenfalls muß meine arme Frau Mahm erst in der Erde sein, bevor es mir einfällt, an andere Dinge zu denken. Küß' die Hand, Ew. Gnaden."

„Serviteur!" brummte der verdutzte Magistratsrath, die verlorne Brille suchend, während Afra, flink wie ein Reh, zur Thüre hinausflog.

Sie kehrte in die Todtenstube zurück, wo sich inzwischen eine Anzahl alter Weiber um's Bett der Verstorbenen versammelt hatte, plaudernd und

Glossen machend, wie es eben alte Weiber bei jedem Todesfalle thun. Das geheimnißvolle Ereigniß, daß der „blaue Herrgott" in der Nacht aus den Klammern gegangen und am Boden stehend gefunden worden war, wurde mit dem plötzlichen Tode der Langhammerin in einen mysteriösen Zusammenhang gebracht und behauptet, daß noch mehr des Unheils kommen werde.

Natürlich bekam auch die arme Afra ihren Theil von den lieblosen Bemerkungen der alten Vetteln, — hätte sie nicht so fest geschlafen, hieß es, so hätte sie vielleicht ihrer alten Tante noch zu Hilfe kommen können.

Als aber die Tirolerin die Weiber bat, ihr beim Waschen und Anziehen ihrer todten „Mahm" behilflich zu sein, da wollten die guten Geschöpfe nichts davon wissen und zogen sich eiligst zurück.

Und so besorgte Afra, die treue Magd, die wackere Verwandte, diese traurige Aufgabe ganz allein; bei dieser Gelegenheit fand sie auch im Strohsacke der Todten den Lederfleck, von dem die Langhammer gesprochen, daß er ihr ganzes Vermögen enthalte, als dessen Erbin sie ihre Schwagers-Enkelin bestimmt hatte. Es war ein altes viereckiges Stück Leder, wie ein Brief zusammengelegt und enthielt die Summe von 1800 Gulden in Banko-

zetteln und 5 Dukaten, die jeder separat in feines Papier eingeschlagen waren, Neujahrs-Geschenke vom Brotherrn ihres seligen Mannes.

„So viel Geld!" rief die Tirolerin, die eine solche Summe noch nie auf einmal beisammen gesehen hatte, „hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, daß die Langhammer-Mahm so reich sei."

Sie legte den Lederbrief wieder sorgfältig zusammen, nachdem sie dessen Inhalt wieder genau in die Ordnung gebracht, wie sie denselben gefunden hatte.

„Das Geld gehört nun mir," sagte sie, „denn die Mahm hat mir's gestern mit ausdrücklichen Worten vermacht und ich bin ihre nächste Verwandte."

Aber schnell besann sie sich wieder und sprach bei sich selbst:

„Halt, Afra, gib' dem bösen Feind kein Anrecht auf Dich, denn von Sünden rein mußt Du sein, wenn Du die Hilfe unserer lieben Frau, der Muttergottes Maria-Taferl, nicht verscherzen willst. Deine Brüder sind eben so nahe Verwandte, wie Du, — und Dein Vater ist ein noch viel näherer Verwandter, — denn er ist doch der Bruder vom verstorbenen Herrn Vetter Langhammer. D'rum will ich auch

von dem Geld keinen Kreuzer nehmen, sondern es soll in die Hände meines Herrn Vaters kommen, wenn er den Krieg überlebt, und der Herr Vater soll uns, seinen Kindern, davon geben, was er für gut findet. Ja, ja, so ist's am besten."

Sie legte das Geld in ihre Truhe, zwischen die wenige Wäsche, die sie besaß, — auch ihr abgelegtes Tiroler-Costume barg sie in diesem bescheidenen Schrein.

Während sie aber die gewaschene Leiche mit einer Todten-Kutte bekleidete und ein weißes Häubchen auf die spärlichen Haare der alten Langhammer setzte, kam sie wieder auf eine andere Idee.

„Es ist doch nicht gut, wenn ich das Geld in der Truhe lasse," murmelte sie, „nach Maria-Taferl kann ich die Truhe doch nicht mitnehmen und wenn ich sie in fremden Händen zurücklasse, wer bürgt mir, ob nicht ein Malheur mit dem Geld geschieht, — s' gibt ja so viele schlechte Leut' auf der Welt. Am besten wär's wohl, wenn ich die ganze Erbschaft einem aufrechten und verläßlichen Mann übergeben könnte, bis ruhigere Zeiten kommen. Aber wem? Der gescheidteste wäre wohl der Herr Rath und Hausverwalter Kollergern, allein ich mag mit dem alten Gaisbock nichts zu thun haben, er macht so verliebte Augen und thut so keck, der

Soakra *), daß es einem ehrbaren Mädel das Blut in die Wangen treibt. Den um eine Gefälligkeit bitten, um keinen Preis! — der wäre gleich zu ge fällig. Wer ist denn sonst noch da? — Halt, ich hab's, — der alte Totzenauer, der Thorwartl, scheint der Mann zu sein, wie ich ihn brauche, ist ruhig, ernsthaft und würdevoll, daß man einen ordentlichen Respect vor ihm hat, tappt auch die Mädel nicht an, die vorübergehen und soll selber einmal als ein reicher Mann dagestanden sein. An den wend' ich mich. Wenn ich ihn recht schön bitte, wird er mir die Gefälligkeit doch wohl nicht abschlagen."

Inzwischen war sie mit der Leiche so weit gekommen, daß die beiden Pfründner, welche mit der schwarzen Bahre kamen, um ihre todte Kameradin in die Leichenkammer zu tragen, sofort diesen traurigen Act vollziehen konnten.

Als Afra die schwarze Trage sah, entsetzte sie sich, es war ja dieselbe, in welcher gestern der junge Franzose zu dem Grabe getragen worden war, das ihn lebendig umschließen sollte.

Allein geblieben nahm sie ihr Tiroler-Gewand

---

*) Tiroler Lieblingsausdruck, soviel wie: ein sakrischer Kerl, Sakerments-Kerl.

sammt dem grünen Hute aus der Truhe und kleidete sich wieder in ihre malerische Landestracht, um damit anzudeuten, daß sie in keinem Dienstverhältnisse mehr stehe.

Hierauf nahm sie den Lederfleck mit der Hinterlassenschaft ihrer Muhme, verbarg ihn sorgfältig hinter ihrem Busentuche, sperrte die Truhe ab und ging hinaus, um sich zu Herrn Totzenauer, dem Thorwartl, zu begeben, dem sie ihr Geld anvertrauen wollte.

Auch hier war eine unerwartete Wendung eingetreten.

11. Kapitel.

Blinde Nemesis.

Die alten Männer und Weiber vom „blauen Herrgott" behielten diesmal Recht, als sie behaupteten, das schauerliche Ereigniß, daß das Kreuzbild im Hofe von seinem Platze herabgefallen sei und sich an die Wand gelehnt habe, werde nicht ohne Folgen bleiben und der plötzliche Tod der alten Langhammerin sei nicht das einzige Unglück, welches das Armenhaus zu befahren habe.

Die düstere Prophezeiung war nur zu bald in Erfüllung gegangen.

Als Afra in den Hof trat, um sich nach dem Stüberl des Thorwartls, oder wie man heut' zu Tage sagen würde, nach der Loge des Portiers zu begeben, bemerkte sie zu ihrer Verwunderung, daß eine Abtheilung französischer Infanterie am Eingange zum „blauen Herrgott" aufgestellt war, so zwar, daß Niemand aus und ein passiren konnte. Die Unterofficiere der kleinen Schaar standen in Reih' und Glied eingetheilt.

Die Pfründner und Pfründnerinnen trieben sich in kleinen Gruppen herum, steckten die Köpfe zusammen, wie, nach dem Volks-Ausdrucke, die Schafe wenn's donnert, schlugen die Hände zusammen und verdrehten die Augen mit jener Wichtigthuerei, die in solchen Momenten die unteren Schichten ihren Anschauungen und Behauptungen zu geben wissen; in solchen Augenblicken wird jeder, der da spricht, zum Orakel.

„Um Gotteswillen, was gibt's denn?" fragte Afra, zur nächstbesten Gruppe tretend.

Und in buntem Gewirre klang es durcheinander:

„Ein schönes Unglück hat den „blauen Herrgott" getroffen!"

„Wer hätt' sich das gedacht!"

„Deine alte Mahm, Tirolerin, kann von einem Glück reden, daß sie das nicht erlebt hat."

„Aber was denn? was denn?“ fragte das schöne Mädchen in großer Angst.

„Die Franzosen holen den Thorwartl, den Totzenauer,“ sagte ein alter Pfründner, der den Genannten längst um seine respectable Stellung beneidete, „jetzt hat er's, der hochnasige Patron.“

„Ja, ja, Hochmuth kommt vor dem Fall',“ setzten wohldienerisch ein paar alte Weiber hinzu.

„Aber was hat er denn verbrochen?“ fragte Afra.

„Eine Verschwörung, einen Aufstand gegen die Franzosen hat er angezettelt,“ erläuterte der ehrgeizige Pfründner, der auf den Thorwart-Posten speculirte, „ein Mann in seiner Stellung soll sich auf derlei Dinge nicht einlassen. Der Aufstand ist im Lichtenthal ausgebrochen, die Franzosen haben ihn zwar gedämpft, aber es sollen viele Franzosen weggeschleppt und heimlich ermordet worden sein.“

Wie man sieht, hatte Fama, die alte übertreibende Plaudertasche, aus dem einen verschwundenen Franzosen bereits viele gemacht und viele ermorden lassen.

Der schönen Tirolerin gab es einen Stich durch's Herz, denn die Einmauerung des einzelnen Soldaten, welcher sie beigewohnt hatte, schien des alten Pfründners Angaben zu bestätigen.

Uebrigens war es für sie auch ein Hoffnungsstrahl, denn wenn die französische Behörde um die Verschwundenen bereits Nachforschungen anstellte, da konnte ja auch der Eingemauerte noch gerettet werden.

Jedenfalls aber wollte sie wissen, wie sie daran war.

Sie eilte vorwärts bis zur Thüre von des Thorwartls Wohnung.

„On ne passe pas ici!“ *) schallte es ihr aus dem Munde französischer Wachen entgegen, welche die Gewehre kreuzten.

Erschreckt wich Afra zurück.

Wir aber, die wir die Gewehre der Franzosen von Anno 1809 nicht mehr zu scheuen haben, treten mit dem Rechte, welches Romanschriftsteller und Romanleser von jeher in Anspruch genommen, in die bescheidene, aber reinliche Wohnstube des Thorwartls Jakob Totzenauer.

Der Schwiegervater des Wirthes vom „Häuserl am Rain“ stand bleich, aber gefaßt an der Wand, ihm gegenüber eine Commission, bestehend aus dem französischen Officier, welcher das Commando der aufgestellten Abtheilung führte, einem Auditor mit

---

*) Hier passirt man nicht.

Profoßen, dem Bürger-Hauptmann Wilhelm Schampach und dem Hausverwalter, Magistratsrath Kollergern, den man eiligst hatte rufen lassen, um als Zeuge den Auseinandersetzungen beizuwohnen, die man mit dem Thorwart haben würde.

Die beiden französischen Officiere, sowie der Profoß waren Deutsche und als solche der deutschen Sprache vollkommen mächtig.

Auf dem Tische lag ein Procès-Verbal oder das Protokoll einer mündlichen Verhandlung, das man mit dem alten Totzenauer aufnehmen wollte.

„Es ist Ihnen also bekannt, Herr Magistratsrath," schloß der Bürger-Hauptmann Schampach, der die Einleitung des Verhörs gehalten, seine Erzählung, „daß im Lichtenthal ein Angriff auf Truppen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen stattgefunden, welche österreichische gefangene Landwehrmänner durch jene Vorstadt escortirten. Es kam zu einer Rauferei —"

„Wir dürfen es schon einen Angriff nennen," schaltete der Auditor, ein Mainzer, ein.

„Bei diesem Angriffe also wurden mehrere französische Soldaten leicht verwundet," fuhr der Bürger-Officier fort, — „von den Aufständischen aber Einer mit Kolbenschlägen so schwer, daß er

verwundet, blutend und ohnmächtig auf dem Platze liegen blieb, wo er von herbeieilenden Bürger-Patrouillen aufgehoben und nach dem Inquisiten-Spital des Stabs-Stockhauses gebracht wurde. Dieser Mann, welcher nur einen Arm besitzt, und deshalb vom Volke kurzweg der Einhandler genannt wird, ist der Hausmeister Lorenz Zulehner bei Herrn Josef von Puthon an der Roßauer-Lände. Er war so arg zugerichtet, daß er noch gestern Abends starb, nicht jedoch, ohne zuvor Aussagen gemacht zu haben, welche die französische Militärbehörde zu energischen Maßregeln veranlaßten. Es steht nämlich fest, daß die Bewegung ihren Ausgang so wie ihre Leitung von einem Gasthause im Lichtenthal bekam, und zwar von dem des Leopold Grundreiter, welches Wirthshaus das Schild „zum steinernen Löwen" führt, — ferner daß dort ein vollständiger revolutionärer Club bestand, mit der Aufgabe, der französischen Armee allen möglichen Tort und Schabernak anzuthun, eventuell auch bei einem Angriffe der österreichischen Armee auf die Hauptstadt diese zu Ungunsten der Invasionstruppen zu unterstützen. Als das Haupt und den Rädelsführer dieses revolutionären Clubs bezeichnete der Hausmeister Lorenz Zulehner den hier stehenden Thorwart des Wiener Armenhauses „zum blauen Herrgott," den ehemali-

gen Bürger, Seifensieder und Hausinhaber Jakob Totzenauer."

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen," versicherte der Magistratsrath.

„Was haben Sie gegen diese Angaben einzuwenden?" fragte der Auditor.

„Daß etwas daran ist, daß sie aber im Ganzen unrichtig sind," antwortete Herr Jakob Totzenauer, mit einer Ruhe, vor der man Respect haben mußte, „ich leugne gar nicht, daß ich das Wirthshaus „zum steinernen Löwen" in Lichtenthal besuchte, aus dem einfachen Grunde, weil der Wein dort gut und billig, — es ist wohl natürlich, daß in Kriegszeiten der Mensch in seiner Aufregung ein überspanntes Wörtlein spricht, möglich auch, daß die Frage erörtert wurde, ob man, wenn die österreichische Armee nach einer gewonnenen Schlacht in Wien eindringe, ihr nicht zu Hilfe eilen und mit ihr gemeine Sache machen sollte, derlei spricht sich beim Wein rasch und leicht aus, — denn am Ende bleiben wir doch immer Oesterreicher und haben dem Kaiser der Franzosen keinen Unterthanen-Eid geschworen. Aber das Alles ist noch immer keine That, kein Aufstand, keine Revolution; — wenn man mich dabei als einen alten, erfahrenen Mann gern reden hörte und mir eine besondere Achtung zollte, so geht daraus doch

nicht hervor, daß ich der Rädelsführer gewesen bin."

„Wer sonst also?" fragte jesuitisch der Auditor.

„Mein Gott! Niemand! — Wir saßen als Bekannte und Freunde im Wirthshaus bei einander, und da wir keinen revolutionären Club bildeten, wie man uns hinauf disputiren will, so brauchten wir ja keinen Präsidenten."

„Wer waren die übrigen Theilnehmer jener Wirthshaus-Gesellschaft?" fuhr der Mainzer fort.

„Bürger und Hausherren aus der Nachbarschaft," antwortete der Thorwartl vom „blauen Herrgott," „lauter ruhige, friedliebende Leute. Der Einhandler wird dieselben ja wohl genannt haben?"

„Nein," — erwiderte der Auditor lauernd, „das erste Protokoll, das man mit ihm aufnahm, erschöpfte den am Wundfieber leidenden Mann so sehr, daß er in ein Delirium verfiel, das bis zu seinem Tode nicht endete."

„Nun," meinte Totzenauer pfiffig, „ich kann mich auch nicht an die Leute besinnen, die dort waren, der Grundreiter, der Löwenwirth, wird Ihnen seine Stammgäste am Besten nennen können."

„Aber Sie gestehen zu, daß Sie selbst am Tage des Excesses im „steinernen Löwen" anwesend waren?"

„Ja, Herr Auditor."

„Und daß der Angriff auf unsere Truppen von dort ausging?"

„Nein, Herr Auditor; es kamen Leute aus dem Volke hereingestürzt und erzählten in wilder Erbitterung, die französischen Soldaten, welche die gefangenen Oesterreicher escortirten, hätten einen derselben, einen Landwehrmann, mit einem steinernen Krug auf den Kopf und halb todt geschlagen. Man rief nach Rache, und weit davon entfernt, die Wüthenden aufzuhetzen, suchten wir, — das heißt, ich und meine Freunde, — dieselben zu besänftigen. Allein alles Zureden nützte nichts und besonders der Einhandler war nicht zu bändigen; er war es, der die erbitterten Männer des Volkes gegen die Franzosen führte, den Heuwagen umwarf, um ein Hinderniß zu bilden, und endlich das Beispiel gab, indem er den Corporal eigenhändig bei der Brust packte und zu Boden schleuderte; sofort folgten die Andern seinem Beispiele."

„Da Sie alle diese Details so genau gesehen haben," meinte der Auditor, „so müssen Sie doch während des Melées sehr nahe gestanden sein?"

„Ich befand mich unter dem Hausthore des „steinernen Löwen," erwiderte Totzenauer.

„Und wann verließen Sie diesen Standplatz?"

„Nach der ersten Decharge, welche die nachrückenden Franzosen gaben, als sie die Heubarricade stürmten und ihrem vom Volke bedrohten Kameraden zu Hilfe eilten."

„So sahen Sie ziemlich den größeren Theil des Handgemenges?"

„Ja."

„Und erinnern Sie sich nicht, einen Franzosen gesehen zu haben, der vom Volke desarmirt und hinweggeschleppt wurde?"

Totzenauer stutzte, aber ohne zu zaudern, erwiderte er:

„Nein!"

„Vielleicht erinnern Sie sich doch an die Leute," fuhr der Auditor eindringlich fort, „welche den Soldaten, einen jungen, hübschen, schwarzen Mann hinweg schleppten."

„Ich weiß, wie gesagt, von nichts."

„Der besagte Soldat, ein Voltigeur von der Garde, ist seither verschwunden und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Da derselbe, Namens Henri Argout, unter seinen Kameraden allgemein als das Muster eines tapfern, braven Soldaten und eines guten Franzosen gilt, so darf man nicht annehmen, daß derselbe sich durch Desertion seiner Pflicht entzogen habe, weit wahrscheinlicher ist die Vermuthung,

daß derselbe fortgeschleppt und irgendwo ermordet wurde."

Der alte Thorwartl erbebte in seinem Innern; immer näher kam die Gefahr, — aber er hielt standhaft aus und versetzte mit vollkommener äußerer Ruhe:

„Ich könnte nur bedauern, wenn es so wäre, — halte es aber nicht für möglich."

„Warum?"

„Weil der Wiener einer solchen That nicht fähig ist."

„Die Thatsachen beweisen das Gegentheil. Die Militär-Behörde, welche gestern Nachmittag und heute Nacht noch die umfassendsten Erhebungen pflog, hat in Erfahrung gebracht, daß bald nach dem Excesse in den Garten des Fleischermeisters Seefried im Lichtenthale ein junger französischer Soldat von zwei Männern hineingebracht wurde. Die Aufmerksamkeit der wenigen Personen in der Nachbarschaft, welche dieses Factum beobachteten, richtete sich natürlich vorzüglich auf den Franzosen und die Personsbeschreibung paßt vollkommen auf den Verschwundenen. Dagegen wissen sie von den Männern, welche den Soldaten fortschleppten, keine genauere Beschreibung zu geben. Um neun Uhr Abends kamen drei Männer mit einer schwarzen Trage und ver-

ließen mit derselben und einem vierten Mann etwa fünf Minuten nach neun Uhr den Garten. Es ist kein Zweifel, daß der Voltigeur Henri Argout in jenem Garten ermordet und in der schwarzen Trage fortgetragen wurde, um ihn heimlich irgendwo zu verscharren."

Totzenauer athmete wieder auf, wie es schien, war die französische Behörde über das tragische Ereigniß im „blauen Herrgott" doch auf falscher Fährte.

„Ich gestehe, daß es mir jetzt auch so vorkommt," antwortete er, „allein ich begreife nicht, was meine Wenigkeit mit der ganzen Geschichte zu thun hat, da ich —"

„Geduld, Monsieur," antwortete der Auditor scharf, „Sie werden gut thun, sich auf die Beantwortung der Fragen zu beschränken, die man Ihnen vorlegen wird."

Totzenauer verneigte sich schweigend.

Der Auditor fuhr fort:

„Die Anzeige über die Hinwegschaffung des Ermordeten aus dem Seefried'schen Garten im Lichtenthale gelangte noch am Abend an die Behörde. Der bürgerliche Fleischhauer Seefried wurde noch in der Nacht vernommen und sagte aus, der Garten gehöre allerdings ihm, allein er habe den-

selben seiner Geliebten, der Schauspielerin Rosa Wagner vom Josefstädter Theater, zur Verfügung gestellt, die ihn fleißig benütze. Auch diese wurde noch in der Nacht vernommen, gab an, sie sei Nachmittags mit ihrem dreijährigen Töchterlein Anna und einem Dienstmädchen in dem Garten gewesen, habe aber, als der Lärm und das Schießen sie erschreckte, mit dem Kinde und der Magd in solcher Eile und Verwirrung die Flucht ergriffen, daß man sogar vergaß, die nach der Straße führende Thüre zuzuschließen; es sei daher wahrscheinlich, daß der Garten, den sie seither nicht mehr betreten habe, von fremden Menschen benützt und mißbraucht worden sei."

„Das ist sehr wahrscheinlich," meinte der Bürgerhauptmann Schampach, welcher froh war, als sich die Anklage auf diese Weise von dem ehemaligen Haus-Inhaber und Bürger wegzuziehen schien.

„Ich bedaure den unglücklichen Soldaten," schaltete der Magistratsrath ein, „aber" —

„Wollen die Herren die Güte haben, mich ausreden zu lassen," fuhr der Auditor fort; „nachdem es der Polizei-Behörde auf diesem Wege nicht möglich war, an's Ziel zu gelangen, schlug sie einen andern Weg ein. Es handelte sich zu erfahren,

woher die Verbrecher die Bahre zur Hinwegschaffung des ermordeten Franzosen genommen hatten. Sofort wurde an alle Spitäler, Polizei-Commissariate u. s. w. herumgeschickt, überall wiesen sich die Träger aus, wo sie zu den betreffenden Stunden gewesen, sowie auch, daß ihre Bahren um neun Uhr bereits in den betreffenden Requisiten-Kammern gestanden seien. Endlich machte uns Einer von diesen Leuten aufmerksam, daß auch im Armenhause „zum blauen Herrgott“ eine solche Trage existire, — augenblicklich wurde ein Agent hierher geschickt, der zuerst vorsichtiger Weise in den Branntweinkneipen herumfragte, wo die Spital-Diener in der Nacht sich zu ihren Strapatzen mit einem Glase Schnaps stärken, und dort erfuhr er, daß die schwarze Trage wirklich zwischen 8 und 9 Uhr Abends vom „blauen Herrgott“ weggetragen worden sei, von zwei Männern, die wie Maurer aussahen, wann dieselbe aber zurückgebracht worden sei, wußten sie nicht anzugeben, — doch erzählte ein Laternanzünder, daß er gegen 12 Uhr, als er die Hälfte seiner Laternen auslöschte, eine schwarze Trage am Thore des „blauen Herrgott“ gesehen. Die Männer, welche an das Fenster der Portiers-Loge klopften, seien ihm ebenfalls wie Maurer vorgekommen. Das Thor sei geöffnet worden, die Männer hätten die

Bahre hinein getragen und seien nach wenig Augenblicken wieder ohne dieselbe zurückgekommen. Den Schlüssel zum Thore des „blauen Herrgott“, sowie zur Requisiten-Kammer, in welcher sich für gewöhnlich die schwarze Bahre befindet, besitzt aber Niemand anderer, als eben der hier stehende Portier Jakob Totzenauer.“

Eine Todtenstille entstand, der Bürger-Hauptmann und der Magistratsrath wußten nicht, was sie sagen sollten, — der französische Officier und der Profoß verhielten sich schweigend, als aufmerksame Zeugen, der Schwiegervater aber des Wirthes vom „Häuserl am Rain“ schwieg absichtlich, um über die gefährliche Wendung, die das Verhör genommen, nachzudenken und wo möglich sich herauszuwinden.

„Nun, Monsieur?“ fragte der Auditor nach einer Pause.

„Sie befehlen, Herr Auditor?“ gegenfragte Herr Jakob Totzenauer.

„Warum antworten Sie nicht?“

„Der Herr Auditor haben mir vor wenig Augenblicken die Weisung gegeben, nur dann zu antworten, wenn mir eine bestimmte Frage vorgelegt wird.“

Der Auditor biß sich auf die Lippen, er sah,

daß er es hier mit einem harten Kopfe zu thun habe. Und wirklich war der alte Totzenauer ein sogenannter „Gefinkelter“, das heißt einer von jenen alten Wiener Bürgern, die über Nichts aus der Fassung kamen, sondern im Glücke keinen Uebermuth, im Unglücke aber einen Muth, eine Fassung, Zähigkeit und Ausdauer zeigten, die ihnen alle Ehre machte.

Das Ideal dieser Bürger war der Kaiser Franz, daher ihre Anhänglichkeit an ihn.

„Ich dachte, die Frage läge schon in der Erzählung des Vorfalles,“ antwortete der Auditor, „doch da Sie es wünschen, will ich Ihnen eine bestimmte Frage vorlegen. Leugnen Sie auch die Affaire mit der Todtenbahre?“

„Nein,“ antwortete der Thorwartl ruhig.

„Sie geben also zu, daß die Bahre im „blauen Herrgott“ geholt und wieder zurückgebracht wurde?“

„Ja.“

„Wann wurde sie begehrt?“

„Zwischen 8 und 9 Uhr.“

„Und wann zurückgestellt?“

„Kurz vor zwölf Uhr.“

„Und Sie haben den Trägern die Bahre zur Verfügung gestellt?“

„Ich gab ihnen den Schlüssel, sie holten die

Trage aus der Requisiten-Kammer, brachten sie auch dahin wieder zurück, sperrten zu und händigten mir den Schlüssel wieder ein."

„Sie werden uns also sagen, wer die Männer waren, welche die Bahre wegtrugen?"

„Ich kenne dieselben nicht."

„Wie, Monsieur, Sie behaupten, daß Ihnen die Männer, denen Sie die Bahre anvertrauten, nicht bekannt sind?"

„So ist es, Herr Auditor."

Der Mainzer verschränkte die Arme, fixirte den Alten, der diesen Blick ruhig aushielt, und sprach dann, jedes Wort scharf betonend:

„Nach dem Zeugnisse, das Ihnen Ihr Vorgesetzter, der Herr Magistratsrath Kollergern, ertheilt, sind Sie ein ruhiger, besonnener, praktischer Mann, der niemals betrunken ist, auch Abends nicht. Wie wollen Sie uns nun begreiflich machen, daß Sie wildfremden Leuten die Tragbahre übergaben, die nicht einmal Ihr Eigenthum ist."

„Sie gehört der „gemeinen Stadt Wien*)," schaltete der Magistratsrath ein.

---

*) Altwienerischer Ausdruck für: die Stadtgemeinde Wien.

„Beantworten Sie mir diesen Widerspruch," drängte der Auditor.

„Vielleicht bin ich so glücklich, diesen anscheinenden Widerspruch vollständig zu erklären," antwortete der alte Pfiffikus, der inzwischen Zeit gefunden hatte, seinen Vertheidigungsplan vollständig zu ordnen. „Vielleicht habe ich gefehlt, dann geschah es aber jedenfalls nur aus gutem Herzen. Es war gestern gegen acht Uhr Abends, da kamen zwei Maurer in meine Stube, grüßten höflich, sagten, sie seien bei einem Hausbau in der Piaristengasse beschäftigt, und kurz vor Feierabend sei einer ihrer Kameraden, ein blutjunger Bursche, von einem Gerüste des ersten Stockes gestürzt und habe sich den Fuß gebrochen. Der arme Teufel lamentire ganz entsetzlich und nirgends sei eine Tragbahre aufzutreiben, um ihn in's Spital zu bringen, da alle Tragbahren für den Transport von Verwundeten in Anspruch genommen seien. Man habe ihnen aber gesagt, daß das Armenhaus zum „blauen Herrgott" eine eigene Tragbahre habe, und sie thäten recht schön und um Gotteswillen bitten, man möge ihnen die Trage zum Transport ihres unglücklichen Kameraden auf kurze Zeit überlassen. Nun hab' ich ein zu gutes Herz, um irgend Jemand, der im Unglücke ist, etwas abzuschlagen, — die Bursche hätten allerdings mit

der Trage, die Eigenthum der „gemeinen Stadt“ ist, durchgehen können, — allein da sie dieselbe wieder gebracht haben, so dürfte ich nicht eben sehr strafbar sein.“

Diese Erklärung, die der alte Schlaukopf mit einer gewissen Würde und doch auch mit Bonhommie vorbrachte, übte auf die übrigen Mitglieder der Commission allerdings eine gewisse Wirkung, allein der Mainzer, ein noch größerer Pfiffikus, ließ sich nicht täuschen und fragte:

„Bleiben Sie bei dieser Aussage, Monsieur?“

„Ja, Herr Auditor.“

„Und haben Sie weiter nichts hinzu zu setzen?“

„Nichts.“

„So schließen wir das Protokoll, Herr Profoß, und lassen Sie dasselbe sowohl von dem Angeschuldigten, als auch von den Herren Zeugen unterfertigen,“ sprach der Auditor aufstehend.

Die Unterschriften wurden geleistet, hierauf sprach der Mainzer:

„Trotz der anscheinend natürlichen Aufklärung, die mir Monsieur Totzenauer gegeben, muß ich doch als Auditor der kaiserlich-französischen Armee meine Pflicht thun; das Leben eines französischen Soldaten ist zu kostbar, als daß man den Verlust desselben gleichgiltig ignoriren dürfte. Als Jurist und ehr-

licher Mann bin ich verpflichtet, gegen Totzenauer einzuschreiten, — ich brauchte eigentlich weit weniger Umstände zu machen, aber da man uns Deutschen in der Armee Seiner Majestät des Kaisers Napoleon so oft den Vorwurf macht, daß wir gegen die andern Deutschen strenger und rücksichtsloser auftreten, als die Franzosen selbst, so will ich wenigstens vor diesen Herren hier, die auch Deutsche und Oesterreicher sind, die Gründe meiner angeblichen Strenge entwickeln. Jakob Totzenauer, der von einem Sterbenden, der immer ein ehrlicher Mann war, als Rädelsführer eines revolutionären Clubs „im steinernen Löwen" bezeichnet wird, ist geständig, zur Zeit, als jener Krawall vorfiel, der seine Leitung vom Löwen erhielt, von wo auch jener Einhandler kam, anwesend gewesen zu sein. Obwohl er leugnet, die Hinwegschleppung eines Franzosen gesehen zu haben, gesteht er doch, die Tragbahre, in welcher eben dieser Franzose nach seiner Ermordung heimlich fortgeschleppt wurde, an ihm vollkommen fremde Menschen ausgefolgt zu haben. Ich glaube eher, daß die Mörder ihm wohlbekannt, daß er ihr Mitschuldiger ist, und handle nach meinem Gewissen und meiner Ueberzeugung, wenn ich die Verhaftung des Totzenauer vornehme. Herr Profoß, arretiren Sie den Mann."

Todtenbleich, aber ruhig zuckte der alte Thorwartl vom „blauen Herrgott“ die Achseln.

Der Profoß trat zu ihm und sprach:

„Mein Herr, Sie sind mein Gefangener.“

„Ich kann nichts anderes thun, als mich fügen,“ antwortete Totzenauer.

Wir müssen mit kurzen Worten andeuten, nach welchem Principe der alte, grundgescheidte Mann handelte, als er, ohne die Hauptschuldigen anzugeben, Alles ruhig über sich ergehen ließ.

Er wußte, daß er, wenn er Alles gestand, jedenfalls als der bedeutendste Mitschuldige am Morde des weggeschleppten Voltigeurs gelten würde, und also der Strafe, die hier jedenfalls der Tod sein mußte, in keinem Falle entgehen konnte. Dabei mußte er aber seinen Schwiegersohn als den Hauptschuldigen, als den eigentlichen Mörder angeben, und dieser war dann rettungslos verloren. Was aber sollte dann aus dem armen, jungen Weibe werden, welches gleichzeitig Vater und Gatten verlor? Um ihretwillen, um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trug, beschloß der alte Eisenkopf, ganz und gar über die Theilnahme Schindler's an der Frevelthat zu schweigen. Wenn er hartnäckig leugnete, konnten ihm die Franzosen seine Schuld nur schwer erweisen, — ihn höchstens in den Kerker

schicken, — im schlimmsten Falle aber beschloß er, wenn's sein mußte, die Brust den französischen Kugeln preiszugeben und muthig, wie seine Mitbürger Tell und Eichenbach zu sterben, ein Opfer der guten österreichischen Sache, wie er dachte.

Ein Umstand war dabei entscheidend: Totzenauer wußte nicht, daß der weggeschleppte Franzose noch lebte. Schindler und sein getreuer Adjutant, der Hansel, hatten es nicht gewagt, dem Alten die raffinirte Grausamkeit mitzutheilen, deren Opfer Henri Argout werden sollte, und der Thorwart vom „blauen Herrgott" meinte, der Voltigeur sei von seinen Todfeinden in den abgelegenen Keller des Armenhauses geschleppt, dort heimlich ermordet und eingescharrt worden. Hätte er eine Ahnung gehabt, daß Grain-Bonbon noch lebe, hätte er den Franzosen vielleicht eine Andeutung gegeben, wie man den Unglücklichen retten könne, — allein so schwieg er, auf Alles gefaßt.

„Sie werden den Gefangenen sofort in's Stabstockhaus bringen, Herr Profoß," sprach der Auditor, dann wendete er sich gegen Totzenauer und setzte hinzu:

„Nach dem Verbrechen, dessen Sie rechtlich beinzichtigt erscheinen, Monsieur, wäre ich berechtigt, ja es wäre eigentlich meine Pflicht, Ihnen die Eisen

anlegen zu lassen. Aber ich respectire Ihr tadelloses Vorleben und Ihr Alter, — Sie werden ohne Ketten nach dem Transport-Hause wandern, doch hoffe ich, daß Sie diese Rücksicht dankbar zu würdigen verstehen und durch keine Provocation von was immer für einer Art Ihre Transferirung in's Transport-Haus erschweren."

„Herr Auditor," sprach der alte Mann, in dem der österreichische Trotz sich aufbäumte, „thun Sie, was Ihres Amtes ist, und machen Sie wegen eines Mannes, der in Ehren dreiundsechzig Jahre alt geworden, keine Umstände. Muß doch mein ganzes armes Vaterland die Ketten der Franzosen tragen, warum sollte sich's dieser alte Arm nicht auch gefallen lassen. Nur her mit den Fesseln! — wär's doch nur um eine Ungerechtigkeit mehr, die man uns Oesterreichern angethan."

„Tête carrée autrichienne!" *) murmelte der Mainzer in höchlicher Gereiztheit. Und doch hatte dieser Herr zur Zeit, als die Oesterreicher noch in Mainz lagen, von diesen nur Gutes empfangen, und ein österreichischer Major war es gewesen, der ihn, den Sohn armer Eltern, hatte studiren lassen. Vielleicht rührte daher sein Groll, — Wohlthaten

*) Oesterreichischer Querkopf.

machen manche Leute gegen ihre Wohlthäter erbittert.

Wir Oesterreicher haben überhaupt noch selten Dank geerntet.

„Gehen Sie, Herr Profoß,“ setzte er laut hinzu.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung; jedenfalls hatten die Franzosen gehofft, im „blauen Herrgott“ ein ganzes Verschwörer-Nest auszunehmen, oder gefürchtet, sie würden bei der Verhaftung auf Widerstand stoßen, sonst hätten sie nicht einen so gewaltigen Militär-Apparat mitgenommen.

Es würde komisch gewesen sein, wäre es nicht so wehmüthig gewesen, den alten Mann an der Seite des Profoßen mitten in einer Schaar von etwa dreißig feindlichen Soldaten marschiren zu sehen, die ein Officier commandirte.

Vollständig hatten sich die Pfründner und Pfründnerinnen des „blauen Herrgott“ am Thore des Armenhauses versammelt, Neugierde und Theilnahme rief sie heran, auf Krücken und Stöcken kamen sie heran gehumpelt, ja selbst in Rollwagen ließen sie sich von ihren kräftigeren Leidensgenossen herbeikarren, um noch einmal den Mann zu sehen, der nebst dem Hausverwalter und Traiteur die wichtigste Persönlichkeit des Hauses war.

Und als er nun erschien mit seinem bleichen,

aber ruhigen Antlitz, mit seinem grauen Haare, und mit raschem Auge das Häuflein seiner Getreuen musterte, da äußerte sich laut die Theilnahme, die Weiber schluchzten, die Männer zogen die Hüte und riefen:

„Pfirt' Gott, Herr Totzenauer, — Gott geleit' den Herrn Vater! auf Wiedersehen!"

Der alte Thorwartl hob tiefbewegt die Hand, als ob er die traurige Schaar segnen wolle; aber er drückte die Hand gegen das Herz, bezwang sich und rief den Pfründnern mit gepreßter Stimme zu:

„Lebt wohl! lebt Alle wohl! — ich bin unschuldig! — ich komme wieder!"

Und trotzig marschirte er mit seiner militärischen Escorte von dannen.

*
* *

Unter denen, welche Totzenauer's Wegführung mit angesehen, war auch Afra, die schöne Tirolerin, gewesen, die, wie wir wissen, ihr von der Muhme ererbtes Geld dem Thorwartl vom „blauen Herrgott" hatte anvertrauen wollen. Und nun sah sie den Mann ihres Vertrauens als Gefangenen von den Franzosen hinweggeschleppt und fühlte sich einsamer und noch verlassener wie zuvor.

Was war nun zu thun?

„Am besten ist's, ich behalte das Geld selbst," sprach sie, „'s weiß Niemand darum, und schwer ist's ja nicht, — warum soll ich's nicht mitnehmen nach Maria-Taferl?"

Nachdem dieser Entschluß einmal in ihr gereift, bereitete sie Alles vor, um sobald als möglich ihre Wallfahrt antreten zu können.

Die Frau Mahm Langhammer wurde am nächsten Tage begraben, damals und besonders in der Kriegszeit nahm man es mit den 48 Stunden, die heute ein Todter vor seiner Beerdigung liegen bleiben muß, nicht so genau.

Die sämmtlichen Pfründner und Pfründnerinnen erschienen in der Kirche, als die alte Langhammerin eingesegnet wurde. Sie leierten ihre Gebete mit gewohnter Eintönigkeit herab, wünschten der Todten die „ewige Ruhe" und das „ewige leuchtende Licht," — und begaben sich dann, die Weiber zu ihrem Kaffee mit Gugelhupf, die Männer zu ihrem Wein mit Brod, welches Todtenmahl Afra aus dem Nachlasse der Verstorbenen bestritten hatte, und was sich die Kameraden und Kameradinnen der Todten auf's Beste schmecken ließen.

Auf den Währinger Friedhof, wo man die alte Pfründnerin mit zehn, zwölf anderen Leichen in ein Schachtgrab zusammenlegte, folgte Afra

ganz allein dem Sarge. Die vier Träger rannten mit der Todten in einer Weise, daß wirklich die jungen, gesunden Füße der Tirolerin nothwendig waren, um ihnen zu folgen und daß die alten Spittelleute, wenn sie ihrer verstorbenen Gefährtin die letzte Ehre hätten anthun wollen, unmöglich nachgekommen sein würden.

Die schöne Tirolerin warf die letzte Handvoll Erde auf den schlichten Sarg, der die Ueberreste ihrer Frau Mahm barg, kniete dann am Grabe nieder und betete für die Verstorbene lang und mit jener Inbrunst, welche die fromme Tochter des Gebirges charakterisirte.

Dann kehrte sie nach dem „blauen Herrgott" zurück.

Ihre Gedanken waren fortan nur auf die Rettung des unglücklichen jungen Franzosen gerichtet, den man eingemauert hatte.

Eines brachte ihr einen gewissen Trost. Ohne Zweifel würde der Eingemauerte, wenn die ersten Anfälle der Verzweiflung sich erschöpft hatten, in seinem steinernen Grabe herumtasten und auf diese Weise endlich jedenfalls auch die Mundvorräthe finden, welche die Frau Mahm Langhammer für die Zeit der Franzosen-Invasion angelegt hatte.

Mit diesen Lebensmitteln, mit dem Wein in den noch vorhandenen Flaschen, konnte der Unglück-